

NiLS MOHL

Versprochen ist versprochen



Interviews über Job, Handwerk
und das Leben als Schriftsteller

2025
© Verlagsbude, Hamburg & Mainz
Alle Rechte vorbehalten.
Grafische Gestaltung: NM, Hamburg

NiLS MoHL

Versprochen ist versprochen

Interviews über Job, Handwerk und das Leben als Schriftsteller

2004-2024



Inhalt

Sehnsucht nach Arroganz (2004)
über Selbstvermarktung
9

Neid ist mir nicht fremd (2004)
über Ruhm, Ehre und Geld
11

Zwischen Schreiben und Maloche (2005)
über den Schriftstellerberuf
13

Porträt des Künstlers als junger Unternehmer (2006)
über das Buch High und Low Level Litbizz
16

Low Level Litbizz (2006)
über den Beruf als Schriftsteller
19

Eine Frage der Haltung (2008)
über Kurzgeschichten und das Schreiben
22

Alles unter 80 wäre eine ziemliche Enttäuschung (2008)
über Wohnen, Leben, Denken
25

Es geht ja immer weiter (2008)
über die Schriftstellerei
29

Habe ich schon richtig angefangen? (2009)
über die Einstellung zum Beruf
31

Excusez-moi (2009) über das Selbstbild als Autor	34
Ich fühle mich nicht krank (2012) über den Werdegang als Autor	36
Die verschlungenen Pfade des Schriftstellers zum Publikum (2012) über Kulturmanagement im Literaturbetrieb	38
Echte Rampensäue wissen das zu schätzen (2012) über Social-Media-Aktivitäten	45
Humidor. Flauschiger Bademantel. Obstkorb. (2012) über Berlin und Wünsche als Festivalgast	47
Mehr so mittelgeistreich (2013) über die inspirierende innere Landschaft u.v.m.	49
Manchmal wundert man sich ja, dass man überhaupt da ist (2014) über Familie und Kirche	52
Von 30 Herzen gewinnt man maximal zwei bis drei (2014) über Schulllesungen	56
Auf Elchjagd (2014) über die Zeit als Stipendiat der Nida Art Colony	60
Fehlende Bescheidenheit (2014) über den Schriftstelleralltag	62

Das Schulhausroman-Projekt (2014)
über Schreibwerkstätten an Schulen
64

Sind Anfängerfehler denn verkehrt? (2015)
über den Literaturbetrieb und das Handwerk
68

Jedes Buch hat eine eigene Geschichte (2015)
über Buchwidmungen
72

Beim Schreiben ist man ja sowieso immer woanders (2016)
über den Schreibprozess
75

Schreiben wollte ich immer (2016)
über das Reisen, Lebensträume und das Schreiben
77

Was hält die zarte Dichterseele aus? (2016)
über Defoe'sche Momente u.v.m.
80

Das Schreiben hört nie auf (2016)
über Dienstreisen und die Gegenwart
84

Es hilft, wenn man selbst mal jung war (2016)
über das Handwerk des Schreibens
86

Wie die Meisterschale in der Bundesliga (2016)
über den Deutschen Jugendliteraturpreis
89

Ein paar Spuren im Schnee (2017)
über den Abschied als Stadtschreiber von Hausach
93

Geschichten transportieren immer Weltanschauung (2017)
über alte Weisheiten, Lesestoff und Buchverfilmungen

95

Wenn um die entscheidenden Atemzüge geht (2020)
über das überbewertete Talent u.v.m.

100

Literaten sind ja alle auf ihre Art Träumer (2020)
über Träume

102

Alle sollten ein Gedicht im Leben schreiben (2020)
über das Dichten

104

Die Tür zur Kindheit offenhalten (2020)
über den Vater, Bücher und das Unbeschreibliche

107

Am liebsten gelesen (2021)
über Arbeitsgewohnheiten

111

Wir schöpfen aus dem Vollen (2021)
über Helden, Sternstunden und gelungenes Erzählen

113

Vielleicht sehnt man sich einfach nach Anerkennung (2021)
über Coming-of-Age-Romane und das Handwerk

115

Und am Ende machen die Figuren blau? (2021)
über das Verhältnis zwischen Autor und seinen Geschöpfen

119

Gedichte stiften zum Nachmachen an (2022)
über den Wert von Lyrik für junge Menschen

122

Wirklich berühmt zu sein, wäre sicherlich anstrengend (2022)
über Gedichte auf Instagram und Buchverfilmungen

124

Mehr als einmal jung (2022)
über die Faszination des Schreibens

126

Die Ausgrenzung durch den Rest des Literaturbetriebs (2023)
über den Kinder- und Jugendbuchmarkt

129

Existenzängste begleiten einen Künstler ja latent immer (2023)
über die Auswirkungen der Corona-Zeit

134

Sieben auf einen Streich (2024)
über das Schneiden arithmetischer Textstrukturen

138

Für den Jugendlichen, der ich mal gewesen bin (2024)
über Schreiben, Lesen und Familie

141

Eine Brücke zwischen Realität und Vorstellungskraft (2024)
über Leseförderung und Bibliotheken

144

Sehnsucht nach Arroganz

(2004)

über Selbstvermarktung

Juni 2004. Im Rahmen des 8. Klagenfurter Literaturkurses fanden im Musil-Haus öffentliche Lesungen mit den Stipendiaten statt. Nils Mohl las „Nachtfahrt mit Karacho, feat. Pablo Pardauz“ (später erschienen als Ballade von dünnen Männern. Ernst A. Grandits führte ein kurzes Werkstattgespräch mit dem Autor.

Wenn sich Fritz Karacho und Pablo Pardauz, die Hauptfiguren des Textes, nach Arroganz sehnen, wonach sehnt sich Nils Mohl?

Wenn mir jetzt eine ähnlich gewitzte Antwort einfallen würde, wie sie zuweilen meinen Figuren einfällt, wäre das schön. Tut es aber leider gerade nicht (Heiterkeit im Publikum). Aber vermutlich sehne ich mich auch nach Arroganz. Das wollten Sie wahrscheinlich auch hören, nehme ich an.

Sie haben neben Literaturwissenschaft auch Kulturmanagement studiert. Ist das Kulturmanagement, neben der Möglichkeit, Broterwerb zu sein, auch die Möglichkeit, den Autor Nils Mohl besser zu vermarkten und zu managen?

Schreibende neigen in beruflicher Hinsicht häufig zu Verzweiflungstaten, das gilt auch für mich. Und als ich mit den ganz großen Verzweiflungstaten durch war – ich habe auf dem Bau gearbeitet und lange Zeit als Kaufhauskassierer -, da habe ich mir, als ich dreißig wurde, überlegt, das kann nicht so nicht weiter gehen, das sollte so nicht weiter gehen. Und dann habe ich mir überlegt, wie sich das, was ich bisher alles gemacht habe – literaturwissenschaftliches Studium, Schriftstellerei – am besten unter einen Hut bringen lässt, und Kulturmanagement schien mir in diesem Fall etwas Naheliegenderes zu sein.

Und klar, es stimmt schon, dass man sich als Schreiber ein Stück weit selbst vermarkten muss, aber wenn ich als Kulturmanager das will, was ich mit dem Schreiben, jedenfalls mittelfristig, nicht erreichen werde: nämlich Geld verdienen, dann sollte ich wohl tatsächlich nicht mich managen, sondern besser etwas anderes, Vielversprechenderes. Was auch in Ordnung ist, es gibt schließlich ausreichend interessante Projekte in der

Kultur, die sich lohnend managen lassen und es wert sind, gefördert zu werden. Und Kultur muss ja sein (Heiterkeit im Publikum).

Welche Voraussetzungen wären denn nötig, damit man vom Schreiben leben kann?

Man muss ein anständiges Buch schreiben, was sich verkauft, dann geht das alles von ganz allein, schätze ich. Nein, es ist ja eigentlich jedem klar, und deshalb finde ich das Jammern darüber auch nicht in Ordnung, dass man nur sehr schwer vom Schreiben leben kann. Ich fände es ganz fraglos wunderbar, wenn ich von der Arbeit an meinen Texten leben könnte, aber ich weiß eben auch, dass das schwierig ist, dass man erst mittel- oder langfristig davon leben können, wenn überhaupt.

Was sind die Themen, die Sie besonders umtreiben?

Tja, letztlich landet man doch immer wieder bei sich selbst. Und das ist auch das Vernünftigste, weil man, so schlecht man sich mit sich selbst auskennt, sich doch mit sich selbst noch immer am besten auskennt. Und ich denke, man sollte versuchen, dort, wo man sich auskennt, so viel wie möglich rauszuholen.

Welche Eindrücke haben Sie vom Klagenfurter Literaturkurs?

Es ist insofern schon was Dolles, weil man aus dem Alltag herausgerissen und in einen Kosmos katapultiert wird, in dem man das Gefühl haben kann, dass Literatur etwas unheimlich Wichtiges ist (Heiterkeit im Publikum). Und das tut hin und wieder richtig gut (große Heiterkeit im Publikum).

Das ist schön. Herzlichen Dank!

Neid ist mir nicht fremd

(2004)

über Ruhm, Ehre und Geld

September 2004. Im Rahmen einer Untersuchung, deren Ziel es ist, eine Bestandsaufnahme der Hamburger Literaturpreise vorzunehmen, stellte Inga Jeglin Fragen zum Förderpreis für Literatur der Stadt Hamburg, den der Autor 2002 erhalten hat. Das Interview wurde per E-Mail geführt.

Welche Auswirkung hatte der Preis auf die (Schreib-) Motivation? Sowohl im Vorfeld, was die Produktion der Texte für den Wettbewerb anging, als auch im Nachhinein, wenn man dann Preisträger ist?

Einem echten Künstler sind Preise natürlich völlig egal. Behaupten echte Künstler gern, und das ist flüssig gelogen – behauptete ich jedenfalls. Ziemlich sicher kann ich außerdem behaupten: Ich hätte die Texte, für die ich den Preis bekommen habe, vermutlich auch dann geschrieben, wenn die Stadt Hamburg keine Preise verliehen hätte. Aber wenn man einen Preis gewinnt, ist das natürlich eine Streicheleinheit fürs Ego.

Verändert sich die Selbstwahrnehmung?

Okay, der Hamburger Förderpreis ist ja nun nicht gerade der Büchnerpreis. Aber Künstler sind selbstverständlich eitel. Und für mein Selbstverständnis als Schriftsteller sind Preise schon unheimlich wichtig. Das mag an meiner Herkunft liegen. Ich komme aus der unteren Mittelschicht, da spielen „die Anderen“ und Titel und solche Dinge (obwohl stets das Gegenteil behauptet wird) eine unheimlich große Rolle. Das hat mit Sozialneid zu tun. Und Neid ist mir leider auch heute noch nicht fremd, was mich nicht sehr sympathisch macht, aber wohl die Wahrheit ist.

Welche Rolle spielt der materielle Aspekt des Gewinnes?

Der Hamburger Förderpreis gehört mit den 6000 Euro Preisgeld definitiv zu den besser dotierten Preisen für den literarischen Nachwuchs in dieser Republik. Aber was sind 6000 Euro? Das Einstiegsgehalt eines mittelmäßigen Juristen, der frisch von der Uni kommt. Wohl gemerkt: Das kriegt dieser Jurist im Monat. Wegen des Förderpreises kann jedenfalls

niemand seinen Job kündigen und sagen: So, jetzt mache ich mal ein Jahr Pause und konzentriere mich ganz aufs Schreiben. Nichtsdestotrotz: Ich fand es grandios, das Geld für drei Kurzgeschichten zu bekommen.

Hatte der Preis Folgewirkungen wie Möglichkeiten zu Auftritten, Kontakt zu Verlagen, Rezensionen und Berichte in der Presse?

Ich durfte im Literaturhaus lesen. Ich durfte der Kultursenatorin die Hand schütteln. Und sie mir. Was unser beider Leben aber nicht verändert hat, würde ich meinen. Die Texte der Preisträger werden in der Ziegel-Anthologie gedruckt. Das ist schön. In der Presse spielt der Preis so gut wie keine Rolle. Das finde ich schade.

Gibt es ein „Ranking“ unter Preisträgern? Neid?

Wie erwähnt: Neid ist mir nicht fremd, und natürlich hätte der Preis (noch) mehr Bedeutung, wenn er an weniger als sechs Autoren pro Jahr verliehen würde, aber geneidet habe ich meinen Mitpreisträgern den Preis tatsächlich nicht. Neidisch war ich höchstens in den Jahren, als ich leer ausgegangen bin. Und wie. Es ist ja so: Wenn ich übergangen werde, dann handelt es sich um Schiebung – wenn ich gewinne, geht alles mit rechten Dingen zu.

Was war für Sie am Wichtigsten als Förderpreisträger: Motivation, Anerkennung, Geld?

Meine persönliche Reihenfolge lautet: Anerkennung, Geld, Motivation. Wobei Motivation wirklich nebensächlich ist. Die hat man eh. Man schreibt doch, um reich und berühmt zu werden. Mehr noch berühmt als reich, würde ich sagen.

Zwischen Schreiben und Maloche

(2005)

über den Schriftstellerberuf

April 2005. Nils Mohl war zur Lesereihe sta club ins Literaturhaus Hamburg eingeladen und Birgit Reuther vom Hamburger Abendblatt traf den Autor eine knappe Woche vor der Veranstaltung im Café des Bucerius-Kunst-Forums, um Material und Eindrücke für ein Porträt zu sammeln.*

Wie ging das bei dir mit dem Schreiben los?

Es war erst eine sehr romantische Idee da. Ich wollte immer einen außergewöhnlichen Beruf haben, möglichst einen, der wenig arbeitsintensiv ist. Und als mir mit sechzehn, siebzehn klar war, dass aus mir kein Fußballer mehr wird, bin ich bald auf die Schriftstellerei gekommen. Ohne, dass das jetzt zunächst ernste Konsequenzen gehabt hätte. Ich habe Literaturwissenschaft studiert, hin und wieder auch etwas geschrieben, aber erst mit Ende zwanzig bin ich die Sache mit dem Schreiben tatsächlich zielgerichtet angegangen, habe begonnen, meinen ersten Roman zu schreiben und Kurzgeschichten zu Wettbewerben zu schicken.

Kannst du vom Schreiben leben?

Nein. Ich verdiene sehr wenig Geld damit. Ich verdinge mich deshalb auch derzeit nebenher als Lagerarbeiter. Das ist nicht so witzig, spült aber Geld in die Kasse und hat im Vergleich zu vielen anderen Jobs den Vorteil - da meine Schicht erst mittags beginnt -, dass ich morgens schreiben kann.

Apropos. Du hast schon in vielen Jobs gearbeitet, warst Bauhelfer und Kassierer. Kommt aus diesem „kernigen“ Leben die Inspiration für das Schreiben?

Vermutlich ist diese Sache mit den Dreckjobs bloß der unumgängliche Bukowskitick sensibler, junger Männer eines bestimmten Alters. Und der

Punkt ist: Früher, so mit Mitte Zwanzig, habe ich zum Beispiel auf dem Bau immer in dem Wissen gearbeitet, eigentlich bist du ja Promotionsstudent und kannst jederzeit aufhören, wenn du Bock hast.

Mittlerweile bin ich aber kein Student mehr und habe eine Familie. Das ist eine völlig andere Situation. Ich merke, wie mich der Job im Lager heute runterzieht. Könnte ich es mir aussuchen, würde ich mein Geld jedenfalls lieber anders verdienen. Es ist doch eher deprimierend als inspirierend.

Was, denkst du, ist für einen Nachwuchsschriftsteller heute die Haupthürde beim Karrierestart?

Ich würde ja jetzt gerne sagen, man kommt um einen guten Text nicht herum. Aber es hat sich, was das angeht, doch eine Menge getan in den letzten Jahren. Das Berufsbild Schriftsteller hat sich komplett verändert. Schriftsteller zu sein, habe ich den Eindruck, gilt heute durchaus als schick. Literatur passt sich der Unterhaltungsindustrie mehr und mehr an.

Und man kann dann natürlich den Evangelisten spielen und sagen: Toll, für die Literatur ist diese Popularisierung der Kunst von großem Wert, denn es lesen plötzlich Leute Bücher, die das sonst nie getan hätten. Man kann aber auch den Apokalyptiker geben und maulend konstatieren: Man interessiert sich nicht mehr für Texte, sondern nur noch für die Textproduzenten und das ist doch alles Mist, weil: was zählt sind nämlich Aussehen, Showtalent und ein geschickter Umgang mit den Medien, nicht mehr der Umgang mit Formen und Inhalten der Literatur.

Aber die wirkliche Hürde ist man selbstverständlich selbst – so oder so: Man muss in diesem Beruf schon sehr fleißig sein.

Gibt es für dich so etwas wie literarische Vorbilder?

Jeder hat die. Die meisten Autoren drücken sich komischerweise trotzdem immer um eine Antwort auf diese Frage. Liegt vielleicht daran, dass die Bücher, die einen am meisten prägen, Bücher sind, die man überhaupt nicht auf der Rechnung hat. Wahrscheinlich haben mich Astrid Lindgren und ihre Pippi Langstrumpf mehr beeinflusst als Raymond Carver, Rolf-Dieter Brinkmann und Rainald Goetz, deren Texte ich großartig finde und deren Haltung als Künstler mich beeindruckt.

Zum Schluss dann noch die Frage: Woran arbeitest du gerade?

Der erste Roman, Kasse 53, ist jetzt fertig. Ich mache gerade ein wenig Inventur und habe soeben eine Erzählung beendet, die ein sehr schnelles Märchen geworden ist und drücke mich ein wenig vor neuen, größeren Projekten. Für meinen ersten Roman habe ich fünf Jahre gebraucht, und

wenn man eine solch lange Zeit investiert, und das muss man für einen guten Roman vermutlich, dann braucht es einen guten Grund, um neu anzufangen. Und nach diesem Grund suche ich noch.

Porträt des Künstlers als junger Unternehmer

(2006)

über das Buch High Low Level Litbizz

Juni 2006. Für den Verlag Artislife Press Hamburg gab der Autor Auskunft über das erste Buch, seinen Beruf und den Dresscode bei Wettlesveranstaltungen.

Sie sind, soweit ich weiß, weltweit der allererste Schriftsteller, der als „Erstling“ einen Essay über den Literaturbetrieb vorlegt, statt, wie sonst üblich, einen Erzählband oder Roman. Wie ist es dazu gekommen?

Also, Hose runter: Auch von mir gibt es einen Roman und eine Sammlung Kurzgeschichten, beide Projekte sind vor dem Essay abgeschlossen worden, aber beide noch nicht erschienen. Und man kann jetzt natürlich denken, aha, klarer Fall: Weil der Mohl keinen Verlag für sein literarisches Zeug bekommen hat, inszeniert er jetzt mit einem polemischen Werk über den Literaturbetrieb die Rache des kleinen Mannes – stimmt so aber nicht. Ich wollte ein Porträt des Künstlers als junger Unternehmer schreiben. Das war der Ausgangspunkt.

In Ihrem Buch geht es vor allem um die wirtschaftlichen Aspekte des Literaturbetriebs, insbesondere - aber nicht nur - aus Sicht der Schriftsteller. Ist Ihr Buch damit gar selbst Ausdruck einer zunehmenden Ökonomisierung der Literaturbranche, mit der Sie sich in Ihrem Buch ja auch sehr gründlich auseinandersetzen?

Vor allem geht es in meinem Buch, wie schon der Untertitel verspricht, um den Berufs- und Karrierestart von Schriftstellern heute. Es finden sich darin keine Statistiken oder Tabellen, dafür aber eine Menge Zitate von den Protagonisten des Betriebs, allen voran von jungen Autoren, die über sich, ihren Beruf und den Betrieb reflektieren. Und natürlich geht es auch um den Aspekt der zunehmenden Ökonomisierung der literarischen Sphäre. Wobei das Thema Kunst und Kommerz selbstverständlich kein neues ist,

aber eins, über das jeder Berufsanfänger früher oder später stolpert und für sich dann „neu“ entdeckt.

Warum haben Sie nicht einfach einen persönlichen Erfahrungsbericht geschrieben? Ausreichende Erfahrungen als Autor und Preisträger im „Litbizz“ besitzen Sie ja ...

Ja, warum habe ich kein Kochbuch geschrieben? Meine Pfannensteaks zum Beispiel sind große Klasse ... Nein, persönliche Erfahrungsberichte haben Sinn, wenn es etwas Außergewöhnliches zu berichten gibt. Meine Erfahrungen mit dem Literaturbetrieb sind aber eher absolut gewöhnlich. Nichtsdestotrotz haben sie erst dieses Projekt ermöglicht, welches ja, wenn man so will, eine Art kollektiver Erfahrungsbericht geworden ist – und für mich selbst ein Stück persönliche Lebensfestschreibung. Das allerdings steht auf einem anderen Blatt.

Wie ist es Ihrer Ansicht nach um die aktuellen Karrieremöglichkeiten von Schriftstellern in Deutschland bestellt? Wenn man Ihr Buch liest, dann beschleicht einen ja zuweilen der Eindruck, dass im deutschen „Litbizz“ eine mehr oder weniger in sich geschlossene Clique mehr oder weniger absolutistisch regiert. Hemmt das die Weiterentwicklung der Literatur?

Es ist doch so: Immer, wenn ich einen Preis bekomme und mir Gutes widerfährt, dann geht alles mit rechten Dingen zu. Und wenn ich übergangen werde, behaupte ich sofort das Gegenteil. Aber ich bin nicht der revolutionäre Typ, und Gejammer, besonders das eigene, langweilt mich auch sehr schnell. Es gibt einfach, wie überall, wo Menschen interagieren, Spielregeln. Deshalb glaube ich, wer Erfolg möchte, hat faire Chancen. Und wer die Literatur weiterentwickeln will, den hält sowieso keiner auf – ausbleibender Applaus schon mal gar nicht.

Seit zwei Jahren ernährt die Kulturbranche als Ganzes gesehen - vom Museumswärter, Fernsehtechniker und Journalisten über den Werbetexter und Drucker bis hin zum Webdesigner und Medieninformatiker - in Deutschland mehr Menschen als die Automobilindustrie. Würden Sie jungen Menschen, denen ihre Selbstverwirklichung als Lebensziel oder auch Lebenssinn am Herzen liegt, vor diesem Hintergrund raten, lieber auf Nummer sicher zu gehen, das hieße beispielsweise, wenn schon einen kreativen Beruf dann lieber Tontechniker statt Rockstar, lieber Wochenblatt-Redakteur als Literat - oder würden Sie empfehlen: Geh' aufs Ganze, hau' rein - greif' nach den Sternen!?

Der Gedanke, Künstler auf Nummer sicher werden zu können, passt weder in mein Weltbild, noch deckt er sich mit meinen Erfahrungen. Und ich vermute mal, auch Tontechniker wird man nicht einfach so nebenbei. In Sachen Existenzplanung sollten angehende Kulturschaffende aber ihren lokalen Lebensberater kontaktieren. Der weiß im Zweifelsfall mehr als ich.

Wie geht es eigentlich auf Literaturwettbewerben so zu? Sie gehörten ja erst vor kurzem beim MDR-Literaturwettbewerb wieder zum kleinen Grüppchen der Sieger, doch wie steht es um den Neid der Horden von Verlierern? Müssen Sie eine schussichere Weste unter dem Smoking tragen, wenn Sie einen Preis entgegen nehmen? Oder sind die Groupies das wahre Gesundheitsrisiko?

Der Dresscode bei diesen Veranstaltungen ist weniger streng, als Sie sich das offensichtlich vorstellen – ich trage zum Beispiel meist einen goldenen Glitzeranzug. Aber um Ihnen nicht alle Illusionen zu rauben: Ein öffentliches Wettlesen, immer ja auch so eine Art Engführung von Autorenlesung und Preisboxen, hat schon etwas Skurriles. Wobei ich zugeben muss: Ich mag das. Jetzt in Leipzig zum Beispiel waren 300 Zuschauer vor Ort, der MDR hat alles dreieinhalb Stunden lang live im Radio übertragen, und wenn man dort vorne sitzt, liest und die Konzentration im Raum spürt und merkt, dass die Menschen zuhören und mitgehen – das hat schon was. Da bekommt man dann plötzlich eine Ahnung davon, was Sportler und Rockstars und die diversen anderen „Celebritys“ meinen, wenn Sie in Interviews sagen: „In diesen Momenten weiß man, wofür man das alles auf sich genommen hat.“

Wie sehen Ihre Pläne für die Zukunft aus? Woran arbeiten Sie derzeit? Worauf dürfen wir uns freuen?

Es geht weiter. Was die Kunst angeht, bei mir vorläufig mit Verskunst. Freuen Sie sich also besser nicht auf ein Kochbuch. Und halten Sie ruhig die Augen auf: An der Weiterentwicklung der Literatur wird fortlaufend gearbeitet.

Low Level Litbizz

(2006)

über den Berufsstart als Schriftsteller

April 2006. Nils Mohl war zur Sendung „Jazzmaniac“ von tide 96.0 radio eingeladen. Eine Stunde lang stellte er sein Buch „High & Low Level Litbizz“ vor und sprach mit Gaby Helbig auch über die Anfänge und Voraussetzungen des Schreibens sowie über miese Jobs und Schriftstellerromantik.

Nils, du bist Schriftsteller. Wie war dein Werdegang?

Unspektakulär, würde ich sagen. Abitur. Dann Studium, ein geisteswissenschaftliches natürlich. Am Ende eine angefangene Promotion, die ich dann auf Eis gelegt habe, weil die Motivation fehlte. Und das war letztlich auch der Startschuss für das Schreiben. Wobei die Idee, sich als Schriftsteller zu versuchen, seit Schulzeiten existierte.

Es hat dich also schon früh getrieben.

Genau. Hauptsächlich allerdings in der Phantasie. Geschrieben habe ich die ersten Texte mit 19. Aber wirklich zielgerichtet ging es erst mit Ende 20 los, als ich ein Romanprojekt angefangen habe. Zu diesem Zeitpunkt war ich Kassierer in einem Kaufhaus, nachdem ich zuvor schon ein Jahr auf dem Bau gearbeitet hatte. Es wurde also höchste Zeit, mit der Zeitverschwendung aufzuhören.

Was waren das für Texte, die du als 19-jähriger geschrieben hast?

Das waren Kürzestgeschichten. Mächtig pathetisch, wie es sich für dieses Alter gehört. Es ging darin um Dinge wie Leben und Tod. Um das große Ganze, wie es im Universum eines 19-jährigen eben gedacht wird. Worüber man heute, anderthalb Jahrzehnte später, milde lächelt.

Wie bist du überhaupt zum Schreiben gekommen?

Als Schüler habe ich immer einen Beruf haben wollen, der sich nach Möglichkeit von den Berufen unterscheiden sollte, für die man morgens

um 7 aufsteht, damit man um 8 frühstücken und um 9 bei der Arbeit sein kann. Und das fünf Tage die Woche. Ich dachte, bei Schriftstellern läuft das anders.

Was kein Irrtum war. Es ist nämlich noch eine Spur härter. Oft bin ich in den letzten Jahren um sieben aufgestanden, habe schnell gefrühstückt, damit ich um 8 am Schreibtisch sitzen kann. Und das sieben Tage die Woche. Wofür einen leider, und das ist der Haken an der Sache, niemand bezahlt.

Darüber denkt man am Anfang natürlich nicht nach.

Nein, ich habe immer gedacht, man schreibt einen Text, schickt den an Verlage, die machen ein Buch draus und am Ende verdient man dann damit sein Geld. So funktioniert das aber nicht. Bei mir jedenfalls bisher nicht. Von mir erscheint erst in Kürze das erste Buch, und trotzdem würde ich sagen, ich bin nicht erst seit gestern Schriftsteller. Immerhin kümmere ich mich jetzt seit über fünf Jahren hauptsächlich um diese Karriere. Und da gibt es eine Menge zu tun, auch im Low Level Litbizz, also jenseits des Buchmarktes, wo ich derzeit aktiv bin. Auftritte bei Lesungen, Kontakte knüpfen und pflegen – unternehmerische Arbeit, wenn man so will. Nicht nur Arbeit am Text.

Und es braucht dann natürlich einen Job, der einen ernährt. Du hast eben erwähnt, dass du zum Beispiel als Bauarbeiter gearbeitet hast. Das ist ja auch ein Erfahrungsschatz, den es braucht, um zu schreiben, oder?

Das ist eben die Frage. Ich denke heute eher, es war vertane Zeit. Auch wenn ich zugeben muss, dass ich das lange anders gesehen habe. Ich habe auch an diese Schriftstellerromantik geglaubt. Diese Vorstellung von dem Leben für die Kunst, für das der Künstler jedes Opfer bringt. Aber wenn man es dann tatsächlich erlebt hat und auch die Unzufriedenheit erlebt hat, die sich einstellt, wenn man eine Tätigkeit ausübt, die einen komplett unterfordert und viel Zeit raubt, dann ist das nicht nur wenig romantisch, sondern schnell auch gefährlich für das Schreiben. Nach einem acht Stunden Tag auf dem Bau habe ich jedenfalls meist in der Kneipe hinter einem Bier gegessen und nicht am Schreibtisch vorm Rechner.

Dennoch kommt man mit Menschen in Kontakt, die man sonst ja nicht kennen lernt, hat also Zugang zu Erfahrungsbereiche, die einem im Allgemeinen verschlossen bleiben. Was für die Textproduktion nicht unwichtig ist, könnte ich mir denken.

Da mein erster Roman an einer Kaufhauskasse spielt, und ich selbst anderthalb Jahre als Kassierer gearbeitet habe, fällt es mir schwer, dem zu widersprechen. Dennoch: Ich bin mir sicher, einen Roman hätte ich auch ohne diese Erfahrung geschrieben. Nur wahrscheinlich nicht über einen Kassierer. Und letztlich handelt es sich bei dem Roman um einen verkappten Künstlerroman, was bedeutet, die Profession des Helden ist streng genommen nebensächlich. Mit anderen Worten: Nicht was man erlebt ist wichtig, sondern eher das genaue Beobachten von Menschen – vor allem das Beobachten von sich selbst. Das wäre jetzt mal meine spontane Arbeitsthese.

Eine Frage der Haltung

(2008)

über Kurzgeschichten und das Schreiben

Frühjahr 2008. Am Gymnasium Buckhorn in Hamburg-Volksdorf beschäftigte sich ein Leistungskurs Deutsch mit dem Thema Gegenwartsliteratur. Die Schülerinnen und Schüler waren aufgefordert, Schriftsteller zu porträtieren oder in einem Interview zu ihren Arbeitsgewohnheiten und Lebensumständen zu befragen. Katharina Stuwe führte mit Nils Mohl ein Gespräch per E-Mail.

Was zeichnet für Sie eine Kurzgeschichte aus?

Eine Geschichte, die mich zum Beispiel beim ersten Lesen wirklich umgehauen hat, ist „Der Schwimmer“ von John Cheever. Eine handwerklich perfekte Geschichte: Inhalt, Form und Stil – alles stimmt. Aber das ist es gar nicht. Das wirklich Großartige: Sie geht einem nicht mehr aus dem Kopf. Es geht dabei um einen Mann, der bei Bekannten zu einer Party eingeladen ist. Dort beschließt er plötzlich, durch die Swimmingpools des Wohnviertels nach Hause zu schwimmen. Unterwegs überholt ihn die Zeit er kommt nicht an. Und ich denke, bei gelungenen Kurzgeschichten geht es dem Leser ganz ähnlich. Man schwimmt durch ein paar Seiten und am Ende ist alles klar – und doch völlig offen.

Wann haben Sie sich für Ihre Studienfächer entschieden? Hat sich Ihr Interesse am geschriebenen Wort kontinuierlich entwickelt oder gab es eine entscheidende Wendung?

Mittlerweile denke ich, das Studium habe ich vor allem gebraucht, um Zeit zu gewinnen. Denn Schriftsteller war ich im Grunde schon vorher. Nicht, dass ich etwas geschrieben hätte – das war eher eine Frage der Haltung. Verbunden mit dem Glauben an all diese Rock-’n’-Roll-Lügen von Freiheit bis Selbstverwirklichung. Ich wollte also einen Beruf, der anders ist. Und ich mochte am Schreiben vor allem diese fiktive Ebene, die es immer gibt – besonders aber natürlich in der Literatur. Etwas anderes lag mir allerdings auch nie: Für die Schülerzeitung habe ich mir das Horoskop ausgedacht und Dr.-Sommer-Persiflagen. Die journalistischen Dinge waren mir zu langweilig.

Würden Sie weiter als Werbetexter arbeiten, wenn Sie von Ihrer Tätigkeit als Schriftsteller leben könnten?

Nicht eine Sekunde. Es ist beschämend, all diesen maximal halbwayen, fast immer halbdebilen Müll für Energieversorger, Versicherungen oder andere Verbrecherbanden zu verzapfen. Und ich habe nicht einmal eine gute Ausrede. Geld kann man schließlich auch anders verdienen. Aber es ist leider so: Mir wird das Geldverdienen in der Werbung verhältnismäßig leicht gemacht.

Sind Sie geduldig (mit diesem Adjektiv werden Sie beschrieben)?

Auf jeden Fall ausdauernd, würde ich sagen. Bei Kasse 53, meinem ersten Roman, hat es vom Schreiben des ersten Satzes bis zur Veröffentlichung des fertigen Buches acht Jahre gedauert. Und wenn es sein muss, sitze ich am Absatz einer Geschichte auch mehrere Wochen. Da kenne ich nichts.

Woher nehmen sie Ihre Ideen? Haben Sie eine Muse?

Literatur ist Präzisionsarbeit. Die brauchbaren Ideen entstehen (das ist meine Erfahrung) in der intensiven Auseinandersetzung mit dem Leben und vor allem mit der Kunst. Wobei der erste Anstoß zu einer Idee oft denkbar banal sein kann. Ich habe vor einigen Jahren an einer Kaufhauskasse gejobbt und meinen Frust über diese Tätigkeit in E-Mails an einen Freund gepackt. Das hat ihn, aber auch mich prima unterhalten. So ist die Idee zu Kasse 53 entstanden. Das wirklich Schwierige kam dann aber erst. Wie übersetzt man Alltag in einen Roman? Was muss man tun, damit am Ende mehr entsteht, als eine Ansammlung von heiteren Anekdoten? Da hilft dann leider auch eine Muse nicht wirklich weiter. Zweifelsohne sollte aber trotzdem jeder Künstler eine haben. Ganz selbstverständlich.

In einem Interview haben Sie gesagt, man lande thematisch letztlich immer wieder bei sich selbst. Daher die Frage: Wie viel von Ihnen steckt im Maulheldenausflug?*

Ich habe das Gefühl, ständig im Regen zu sitzen und versetzt zu werden. Und Haltung bewahren finde ich auch extrem wichtig. Gerade wenn es niemanden interessiert. Kurz: Die beiden Jungs kenne ich schon sehr gut. Und den Ort, an dem die Geschichte spielt, habe ich auch vor Augen. Ich selbst habe allerdings nie mit einem Freund am Elbstrand gesessen und auf

zwei junge Damen gewartet, die nicht gekommen sind. Das wäre ja auch langweilig. Das Tolle an der Literatur ist doch gerade, dass sie so eine Art Lebenserweiterung ist. Anscheinend hat es mir also gefehlt, einmal heroisch zu scheitern, während es Hunde und Katzen regnet.

Könnte man die Geschichte „Tanzen gehen“ dahin deuten, dass Sie Angst vor dem Älterwerden haben?**

Wer hat das nicht? Mir gefällt die Interpretation sehr gut.

Ist Hamburg als Wohnort für Sie als Schriftsteller wichtig?

Nein. Ich kann überall schreiben. Ein Domizil in der Karibik. Von mir aus auch Venedig. Eine Villa auf Long Island. Alles denkbar. Warmes Klima wäre wünschenswert.

Welchen Rat geben Sie Deutschlehrkräften zur Unterrichtsgestaltung, um die SchülerInnen eines Deutsch-Leistungskurses zu motivieren und ihnen die Bedeutung einer Kurzgeschichte verständlich zu machen?

Lesen Sie als allererstes eine Geschichte, die für Schüler brutal interessant ist. Lassen Sie die Schüler herausfinden, warum diese Geschichte so gut ankommt. Dann noch eine Geschichte lesen. Diesmal nur bis zur Hälfte. Das Ende schreiben die Schüler anschließend selbst – und stellen die Ergebnisse im Kurs vor. Alle. Falls möglich, den Autor dazu einladen. Und mit dem sprechen und diskutieren. Ich bin mir sicher, das gibt viele Aha-Erlebnisse – und es funktioniert. Weil's Spaß macht.

*"Maulheldenausflug" erschien 2007 im Hamburger Abendblatt und wurde später, stark verändert, die Eröffnungsszene in „Es war einmal Indianerland.“

** erschien später in Ich wäre tendenziell für ein Happy End.

Alles unter 80 wäre ziemlich enttäuschend

(2008)

über Wohnen, Leben, Denken

April 2008: Marie-Charlott Goroncy schickte per Mail den Fragebogen des Hamburger Jugendmagazins „Freihafen“, wo die Antworten dann in der Ausgabe 4/2008 auch erschienen.

– Wohnen

Hamburg ist...

... die Stadt, in der ich geboren wurde.

Dein Lieblingsplatz in Hamburg:

Das Außenalsterufer, Ostseite.

In welchem Stadtteil fühlst du dich zu Hause?

Ich fürchte, in Jenfeld.

In welchem Stadtteil wohnst du?

Eben: in Jenfeld.

Was ist das Beste an Deinen Eltern?

Der unerschütterliche Glaube an ihre Kinder.

Was fällt Dir ein, wenn Du an Freunde denkst:

Feierei.

Mit 500 Euro pro Halbjahr kann man:

... bald nicht mehr studieren.

– Leben

Wofür kannst Du Dich am meisten begeistern?

Zum Beispiel für einen brillanten Gedanken. Besonders, wenn er 1A formuliert ist.

Wovor hast du Angst?

Vor dummen Menschen. Und Hunden. Und wackligen Leitern, wenn ich rauf muss. Und das ist noch lange nicht alles.

Wofür lohnt es sich zu kämpfen?

Für Menschen, die man liebt. Und brillante Gedanken, wenn sie am Ende 1A formuliert sind.

Was berauscht Dich?

Sonne. Hitze. Und die Luft in Venedig. Und die Nordsee - wenn im Sommer die Sonne zum Beispiel Wolken- schatten auf Amrum über den Kniepstrand treibt.

Was bringt Dich zum Weinen?

Eiskalter Wind beim Fahrradfahren.

Was bringt Dich zum Lachen?

Das Gesicht meiner Chefs bei dem Wort „Gehaltserhöhung“.

Welches Buch wolltest Du immer schon mal lesen?

Die Bibel.

Was ist Dein größter Zeitfresser?

Schlaf.

Was ist Dein liebster Zeitfresser?

Filme.

Macht kaufen glücklicher?

Ganz offensichtlich. Die Mauer kommt jedenfalls nicht wieder.

Was machst du nie?

Morgens vor der Arbeit mal eben für 18 Loch auf den Golfplatz.

Was ist dein Lieblingsgesellschaftsspiel?

Fußball.

Was fürchtest du mehr: Die Kritik eines Freundes oder die eines Feindes?

Ganz schlimm wird's erst, wenn es überhaupt keine Kritik gibt.

Wie alt möchtest du werden?

Goldene Hochzeit mit 78 feiern, das sollte, finde ich, schon locker drin sein.
Überhaupt: Alles unter 80 wäre ziemlich enttäuschend.

– Denken

Freiheit ist ...

... im Ernstfall immer eine Herausforderung. Das wird mir jedes Mal wieder bei Feiern und Festen mit großem Buffet klar.

Ein Grund für Hass:

Hoffnungslose Unterlegenheit - speziell beim Kicken. Und natürlich Leute, die solche Fragebogen-Fragen so beantworten.

Die Jugend von heute ist:

Ganz schön neugierig.

Was wirst Du, wenn Du mal groß bist?

Reich und berühmt, dachte ich eigentlich immer.

Was assoziiert du mit pink?

Ich sag jetzt mal: T-Shirts. Wegen dieses T-Shirt- Spruchs „Think pink!“ Aber das klingt insgesamt schon nach einer schlüpfrigen Fangfrage.

Was hältst du von Coffee to go?

Ich als Nicht-Kaffeetrinker bin ganz froh, dass es eine Sache gibt, mit der ich mich nicht bekleckern kann.

Jenfeld, Herbst 2008

Es geht ja immer weiter

(2008)

Über die Schriftstellerei

Im Mai 2008 kam die Mail eines Schülers: „... durch ihre Internetseite bin ich auf Sie als Schriftsteller aufmerksam geworden. Ich besuche die 13. Klasse des Gymnasiums Buckhorn. Im Deutsch LK ist es unsere Aufgabe einen Hamburger Autor zu kontaktieren und anschließend zu interviewen. Am Ende dieser Mail nenne ich Ihnen ein paar Fragen. In einer Rück-Mail könnten Sie ja Ihre Antworten nennen. Mit literarischen Grüßen ...“ So kam es dann zu diesem Interview.

Herr Mohl, wie sind Sie darauf gekommen, Bücher zu schreiben?

Als es am Ende der Teenagerzeit Ernst wurde mit der Berufswahl, da wollte ich vor allem eins: Kein Angestellendasein mit 40-Stunden-Woche. Zur gleichen Zeit habe ich das Lesen für mich wiederentdeckt. Und alles, was ich über das Leben der Schriftsteller wusste, die ich zu der Zeit gerne gelesen habe (Bukowski, Camus und wen ich sonst so gelesen habe in dem Alter) kam mir unheimlich aufregend und anders vor. Also habe ich gedacht, die Schriftstellerei wäre womöglich genau das Richtige für mich. Und das hat sich dann nicht mehr geändert. Ich habe studiert. Und nach dem Studium dann angefangen, täglich an eigenen Texten zu arbeiten, bald auch an meinem ersten Roman.

Sie haben ja Literaturwissenschaft und Kulturmanagement studiert. Für mich sieht es danach aus, als hätten Sie schon früh gewusst, welche berufliche Laufbahn Sie einschlagen wollten. Ist es denn möglich, als „Vollzeit-Schriftsteller“ sein täglich Brot zu verdienen?

Ganz sicher. Die allermeisten Schriftsteller sind trotzdem auf Nebentätigkeiten angewiesen. Mein Geld verdiene ich zum Beispiel in der Hauptsache als Werbetexter und Lehrbeauftragter. Ich lebe, wenn man so will, durchaus vom „Schreiben“. Tatsächlich sind Menschen, die mit Worten umgehen können, ja äußerst gefragt. In der Werbung. Als Journalisten. In der PR-Branche. In der Aus- und Fortbildung. Was mir

allerdings wichtig ist: Ich bin Schriftsteller, der in der Reklamewirtschaft arbeitet. Und eben kein Werbetexter, der einen Roman geschrieben hat. Wie entsteht bei Ihnen überhaupt ein Buch? Entstehen erst einmal die Charaktere und danach die Geschichte – und nehmen Sie Inhalte des realen Lebens als Inspirationsquelle für den weiteren Verlauf eines Buches? Bücher gibt es ja nicht sehr viele von mir. Also spreche ich jetzt einmal ganz allgemein über Texte. Und da ist es oft so, dass es einen Satz, vielleicht auch nur ein Wort gibt, der bzw. das mir so gut gefällt, dass ich daraus einen Text machen möchte. Ich habe zum Beispiel einmal auf einer Party gehört, wie jemand davon erzählte, dass der Nachbarsjunge Papierschwalben anzündet und die vom Balkon wirft. Ich hatte sofort den Satz „Vor dem Fenster stürzen brennende Flugzeuge ab“ im Kopf und bin den nicht wieder losgeworden. Aus diesem Bild entwickelte sich eine Geschichte von einem Mann, der Besuch von der Frau bekommt, mit der er neun Jahre zusammengelebt hat. Sie holt ihre letzten Sachen aus der Wohnung, die beide einmal zusammen bewohnt haben. Und die Geschichte beginnt mit dem Satz, den ich im Kopf hatte – und ist natürlich inspiriert von Dingen, die ich erlebt habe. Wobei das keine besonders exklusiven Erlebnisse sind. Enttäuschungen in der Liebe kennt vermutlich jeder. (Die Geschichte hat es inzwischen – Achtung: Angeberei – sogar in ein Schulbuch geschafft.)

Ein durchschnittlicher Angestellter geht morgens um 8.00 Uhr ins Büro, hat eine kurze Mittagspause und verlässt das Büro wieder gegen 18.00 Uhr. Wie sieht Ihr persönlicher Tagesrhythmus aus? Haben Sie dabei im weiteren Sinne auch feste Arbeitszeiten?

Derzeit schreibe ich morgens eine Stunde von 6.30 Uhr bis 7.30 Uhr. Sechs bis sieben Tage die Woche. Während meines Jobs tagsüber (wenn möglich) und abends erledige ich die Korrespondenz, die anfällt (E-Mails an den Verlag, Lesungsveranstalter, Journalisten, Kollegen und so weiter). Oder bereite etwas für den nächsten Morgen vor.

Wenn Sie einem Nachwuchsschriftsteller 3 wichtige Tipps mit auf den Weg geben würden, welche Tipps wären das?

Schreiben. Kürzen. Weiterschreiben.

Habe ich schon richtig angefangen?

(2009)

über die Einstellung zum Beruf

März 2009. Nils Mohl traf die freie Journalistin Kerstin Lowin im „Pane e Tulipani“ gegenüber der Deichtorhallen in Hamburg. Es ging in dem anderthalbstündigen Gespräch zunächst vor allem um die Hamburger Literaturszene und die Popularität der großen Off-Leseveranstaltungen der Stadt wie „Kaffe.Satz.Lesen“ und „Macht Club“. Aber auch um die Schriftstellerei als Beruf und Berufung. Zu diesem Thema erreichten den Autor ein paar Tage später noch einige Fragen per Mail. Das auf diese Weise entstandene Interview erschien seinerzeit nirgends.

Wann hast Du angefangen zu schreiben?

Herbst 1999.

Das weißt Du so genau?

Die Frage nach einem Zeitpunkt ist sehr irritierend. Das sind ja sehr komplexe Prozesse und lange Entwicklungen, die das Schreiben zur Kunst machen. Habe ich schon richtig angefangen? Keine Ahnung. Als ich 1999 eine erste Inventur machte, hatte ich insgesamt so rund 600 Seiten Text. Sehr gemischt und alles dabei: Drehbuch, Drama, Gedicht, Kurzgeschichten, Collagen. Nichts, was zu veröffentlichen war. Im Herbst 1999 habe ich den ersten Satz zum Roman Kasse 53 geschrieben. Im Nachhinein hat sich das als ein echter Meilenstein herausgestellt.

Warum schreibst Du?

Weil ich es mir einmal in den Kopf gesetzt habe? Mehr lässt sich dazu kaum sagen. Aber die Frage wird natürlich oft gestellt. Und jedes Mal wieder kommt man ins Stottern.

Woran liegt das?

Die Frage nach einem Grund impliziert ja, dass es einen gibt. Aber ich bin mir nicht sicher, ob es den gibt. Und falls doch, ob ich den in meinem Fall wirklich kenne. Gibt es nicht auch haufenweise Gründe, die alle stimmen? Geltungsdrang, Sehnsucht nach Aufmerksamkeit, Lebensverlängerung. Mir fallen jedenfalls ganze Bündel von möglichen Antworten ein, warum ich schreibe. Nur: Richtig überzeugend finde ich die alle nicht. Erfüllung, Berufung, Erkenntnisgewinn. Selbstverwirklichungsideale auch. Am Ende landet man dann auch gerne dabei, dass Literatur schon immer eine große Rolle im eigenen Leben gespielt hat. Bei mir ging es damit los, dass mein Vater viel vorgelesen hat. Aber eine Menge Kinder bekommen von ihren Eltern etwas vorgelesen. Das werden trotzdem am Ende nicht alle Schriftsteller. Ich weiß es nicht.

Kannst Du ohne Schreiben leben?

Schätze ja. Aber warum sollte ich?

Ist es Dein Traum, einmal von Schreiben leben zu können?

Derzeit bin ich froh, dass ich trotz des Schreibens leben kann. Und mit dem Schreiben. Ist ja schon auch eine ein bisschen asoziale, weil einsame Tätigkeit. Und eine zeitintensive. Das Schreiben begleitet mich aber schon eine gefühlte Ewigkeit. Ich empfinde es als wichtigen Teil von mir. Doch wer weiß, womöglich ändert sich das ja beizeiten.

Wie findest Du Deine Themen? Was ist Deine Inspiration?

Themen finden den Autor. Das ist mein Eindruck. Und Godard hat gesagt, man muss Geschichten erleben, bevor man sie erfindet. Das leuchtet mir sehr ein und deckt sich mit meinen Erfahrungen. Was mir daran gefällt: Literatur ist immer Transformation. Erfindung. Die wiederum beruht auf Gefundenem. Gesucht in der Erinnerung. Im täglichen Erleben. In der Sprache. Ausgangspunkt für Texte sind bei mir oft Worte, Sätze. Beispiel: In einer Fernsehsendung hat jemand beiläufig den Satz gesagt „Von den Elefanten sprechen wir später“. Das fiel in dem Zusammenhang (eine Tiersendung) kaum auf – aber es ist natürlich isoliert ein Hammersatz. Poetisch. Philosophisch. Ich habe sehr schnell einen Kontext vor Augen gehabt und angefangen, eine Kurzgeschichte zu schreiben. Ich wollte eine Kurzgeschichte haben, die den Titel trägt: „Von den Elefanten sprechen wir später“. So kann das gehen.

Du hast Literaturwissenschaft und Kulturmanagement studiert, Du bist Dozent und Werbetexter. Wie hängt das mit der Schriftstellerei zusammen? Gab es eine Karriereplanung?

Nein. Es gab nur diesen einen Wunsch: Schriftsteller. Nicht Autor, Literat, Nobelpreisträger. Schriftsteller. Meine Assoziationen waren: Nonkonformität, Abenteuer, Elitenzugehörigkeit. Normale Jugendfantasien letztendlich. Ich habe mich dann zunächst bemüht, Zeit zu schinden (Studium) später dann wollte ich nach etlichen miesen Jobs (Bauhelfer, Kassierer, Lagerist) soziale Schadensbegrenzung betreiben (Werbetexterei, Dozententätigkeit) keine ausgefallenen Entscheidungen auf dem Weg zur Schriftstellerei. Keine außergewöhnlichen Entscheidungen danach.

Es hängt also viel vom Zufall ab?

Keine Ahnung. Ich habe 100 Bewerbungen als Kulturmanager geschrieben, es hat nirgends gepasst. Ich habe nach höchstens einer Handvoll halbherziger Versuche, in der Werbung Fuß zu fassen, einen Job gehabt. Sehr planvoll war das alles nicht. Und noch viel schwerer ist die Planung einer Schriftstellerkarriere. Unternehmerisch. Ästhetisch-inhaltlich vor allem. Aber das wäre ein buchfüllendes Projekt, das zu erörtern: Was darf man nicht dem Zufall überlassen?

Wodurch unterscheidet sich die Schriftstellerei von anderen Berufen?

Eine sehr gute Frage. Schriftsteller sind Unternehmer. Und in ihren unternehmerischen Bemühungen unterscheidet sie sich in sehr Wenigem von anderen Selbstständigen (s. Mohl, High Low Level Litbizz, Hamburg 2006). Aber Schriftsteller sind darüber hinaus auch Künstler. Extremindividualisten. Und das Individuelle findet sich eigentlich nur in der Schreibpraxis, in den selbst gestellten Aufgaben. Das wäre übrigens ein tolles Thema für ein andermal: Warum interessieren sich so selten Menschen für die künstlerischen Herausforderungen, denen sich Schriftsteller von Berufs wegen zu stellen haben?

Excusez-moi

(2009)

über das Selbstbild als Autor

Im Februar 2009 kam eine Mail: „... für unser neues Sendeformat Erlesen.TV möchten wir Sie gerne zu einer Aufzeichnung anfragen. Erlesen.TV ist eine halbstündige Sendung, die wöchentlich freitags ab 21.00 Uhr zu sehen ist. Die Sendung besteht aus einer Lesung des Autors/der Autorin, der Rubrik ‚viereinhalb Fragen‘, einem kurzen Interview und einem Special, bei dem wir Interessantes rund um die Autoren vorstellen. Das Format ist Web-TV und ist auf unserer Internetseite und als Podcast über i-tunes und andere Videokanäle und auch über Mobiltelefon zu sehen. Für Anfrage und Interview war Hayo Lewerentz verantwortlich.

Was hat Sie zum Schreiben gebracht?

Meine Eltern. Mein Vater, der meiner Schwester und mir jeden Abend vorgelesen hat. Der uns einen Bücherhallen-Ausweis besorgt hat. Eine Hüftoperation, die mich als kleiner Junge ein paar Monate ans Bett gefesselt hat. Die Hänseleien der anderen Kinder, als ich im Rollstuhl saß. Die fehlende Schnelligkeit für eine Fußballer-Karriere. Die Rock'n'Roll-Lügen von Freiheit und Selbstverwirklichung, die ich als Jugendlicher geglaubt habe. Mein Desinteresse für Geld. Mein Wunsch, einen außergewöhnlichen Beruf auszuüben. Der Glaube, dass ich das kann, besser als die meisten. Mangelndes Selbstwertgefühl. Sehnsucht nach Anerkennung. Eitelkeit. Völlig falsche Vorstellungen also. Und natürlich kann einen nichts und niemand zum Schreiben bringen. Es kommt überein. Und man bleibt dabei, weil es glücklich macht. Süchtig. Weil es besser ist als alles andere. Fast alles.

Welches Buch, welcher Autor hat Sie am meisten beeindruckt? Und warum?

Astrid Lindgrens Pippi Langstrumpf, weil diese Figur die Summe aller Kinderwünsche verkörpert. Raymond Chandlers Der lange Abschied, weil es stilistisch einfach ein Hammer ist. Rolf-Dieter Brinkmanns Rom.Blicke. Weil es jenseits aller Gattungen steht. Weil es einmalig monoman ist. Alain Robbe-Grillet's Der Augenzeuge. Weil es mit Konventionen bricht und

formal so intelligent ist. Oskar Sodus' Neues aus Allerwelt. Weil es ein Gesang auf die Schönheit des Lebens ist. Bret Easton Ellis American Psycho. Weil es eine brillante Parabel auf eine schaurige Zeit ist. David Foster Wallaces Consider The Lobster. Weil darin mutig und zeitgemäß über Moral gesprochen wird. Daniel Dafoes Robinson Crusoe. Weil wir alle auf einer einsamen Insel leben. Hermann Melvilles Moby Dick. Weil es thematisch so abseitig und der Ansatz ein enzyklopädischer ist. Alan Alexander Milnes Winnie the Pooh. Wegen der glaubhaften Figurenzeichnungen. Und morgen nenne ich dann gerne zehn andere.

Ihre Lieblingsgestalt in der Geschichte?

Ich nehme vier: John, Paul, George und Ringo. Und eigentlich gehört zu den Beatles auch noch George Martin dazu. In sechs Jahren haben sie die Welt verändert – und, was eher selten vorkommt in der Geschichte, in dieser Zeit und bis heute viele Menschen glücklich gemacht. Und sei es auch nur für zwischendurch und im Schnitt für je drei Minuten.

Welches Lebe- oder Fabelwesen entspricht am ehesten Ihrem Naturell?

In dieser Sekunde komme ich mir vor wie eine Amöbe. Ich kann mit der Frage gerade Null anfangen.

Welche Frage würden Sie gerne beantworten, die Ihnen aber noch nie gestellt wurde?

Voulez-vous coucher avec moi (ce soir)? Was jetzt witzig rüberkommen soll, es aber nicht ist. Leider nicht. Excusez-moi.

Ich fühle mich nicht krank

(2012)

über den Werdegang als Autor

Kurze Zeit gab es in Hamburg-Jenfeld die Stadtteilzeitung "JenZ". Im August 2012 führte Silke Nadler ein Interview für die kommende Ausgabe.

Ein Schriftsteller. Mitten unter uns. Mitten in Jenfeld. Nicht einer, der zu viel Rotwein trinkt, die Nächte zu Tagen macht, versonnen-romantisch auf seiner Schreibmaschine herumtippt und davon träumt, dass die Welt ihn eines Tages entdeckt. Sondern einer, den die (Verlags-)Welt bereits entdeckt hat. Erzählen Sie uns aus Ihrem Leben!

Seit 1999 schreibe ich mit dem Ziel, das zu meinem Beruf zu machen. Nach dem Studium habe ich aber zunächst gejobbt. Im Baugewerbe und im Einzelhandel, ich habe CDs verkauft, bei Brinkmann, damals, in der Spitalerstraße. Zwei Tage die Woche war ich angestellt und den Rest der Woche habe ich geschrieben.

Und wie kam dann der Erfolg?

Ich gewann mehrere kleinere Literaturpreise. Eine Agentin kam auf mich zu. Zwar passierte dann länger nichts, ich musste noch weiter jobben, und zwar in der Logistik in Barsbüttel, aber als Künstler habe ich einfach die Flinte nie ins Korn geworfen. Und schließlich erschien mein erster Roman: „Kasse 53“. Ein Buch, das von den Eindrücken grundiert ist, die ich selbst im Einzelhandel gesammelt habe. Es folgten: „Ich wäre tendenziell für ein Happy End“, eine Sammlung mit Kurzgeschichten, und „Es war einmal Indianerland“, wieder ein Roman. Darin geht es um einen 17-jährigen, der sich in einer Plattenbausiedlung am Stadtrand ziemlich gut durchboxt, im wahrsten Sinne des Wortes. Und das scheint einen Nerv zu treffen. Es gab ziemlich viele Auszeichnungen dafür.

Was mögen Sie an Jenfeld?

Ich bin hier groß geworden. Jenfeld steht mir für meine Geschichten Modell. Ich selbst bin ein Stück weit Jenfeld. Und mir gefällt an Jenfeld, dass es nicht so vielen Leuten gefällt.

Hätten Sie Ideen oder Visionen für Jenfeld?

Vielleicht ein milliardenschweres Konzerthaus? Ich finde, ein bisschen mehr Kulturleben fehlt. Etwas, was Jenfeld auch über die Stadtteilgrenzen hinaus interessant macht. Denn stadtteilübergreifend ist nichts von Jenfeld bekannt, außer dem Studio Hamburg oder der Helmut-Schmidt-Universität. In Jenfeld gibt es dafür viele Menschen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen, gerade junge. Die aber durchaus Ehrgeiz hätten. Denen könnte man vielleicht Möglichkeiten und Anreize schaffen, etwa eine RAP-Akademie oder eine Hiphop-Schule.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Ich schreibe viel, frühmorgens vor dem Kontojob. Ich arbeite eben auch vier Tage die Woche als fest angestellter Texter in einer Agentur in der Hafencity und einen Tag als Dozent an der Uni Hamburg. Manchmal halte ich Lesungen oder bin auf Lesereisen.

Was fasziniert Sie so sehr am Schreiben?

Schreiben ist eine Art Lebenserweiterung. Ich kann mehrere Leben führen, nicht nur mein eigenes.

Schreiben als Heilung?

Ich fühle mich nicht krank.

Was ist Ihr größter Wunschtraum?

Ewiges Leben. Oder wenn das Leben eines Tages zu Ende ist, dass ich dann einfach noch mal von vorne könnte. Ein Durchgang ist einfach nicht genug.

Nicht der Traum vom Schreibtisch in der Provence, Sonnenschein auf der Tastatur?

Schön warm – das wäre schon in Ordnung. Aber die Kulisse des Lebens ist ja nicht so entscheidend. Viel entscheidender ist, wie man sich in dieser Kulisse bewegt. Was man zu tun hat. Wichtig ist, dass man eine Beschäftigung hat, die einen ausfüllt.

Sie haben Bücher veröffentlicht. Fühlen Sie sich wie ein „Promi“?

Keine Spur.

Die verschlungenen Pfade des Schriftstellers zum Publikum

(2012)

über Kulturmanagement im Literaturbetrieb

*Januar 2012. Nachdem der Studiengang Kulturmanagement an der Hochschule Heilbronn eine Konferenz zum Thema „Kunst und Management“ abgehalten hatte, startete man zum selben Thema ein Buchprojekt, um dem Verhältnis von Künstlern und Kulturmanagern auf den Grund zu gehen. Was kann man voneinander lernen, welche Erwartungen hat man aneinander und wie lässt sich zusammenarbeiten? Unter diesen Oberfragen entstand auch das Interview zwischen Raphaele Henze, Professorin an der Reinhold-Würth-Hochschule, und dem Autor.**

Welche Erfahrungen machen Sie als Schriftsteller mit Kulturmanagern?

Meine Vermutung ist ja, dass alle, die von Berufs wegen mit Kultur zu tun haben, einmal mit sehr romantischen Vorstellungen angetreten sind. Schriftsteller wird jedenfalls niemand, der befürchtet, dass es für die Beamtenlaufbahn oder die Karriere im Versicherungskonzern nicht reicht. Man ersehnt das Gegenteil von Treitmühle. Das kann man als eine Art Flucht oder Abenteuerlust auffassen – kann man aber auch als den heroischen Versuch betrachten, die Wirklichkeit, in der wir leben, ein Stück weit nach den eigenen Vorstellungen mitzugestalten. Und ich behaupte jetzt mal, Kulturmanager ticken da ähnlich, nehmen unterwegs aber einfach einen anderen Abzweig, gehen beim Risiko ein wenig vom Gas. Wenn man sich dann begegnet, ist das zuweilen wie unter entfernten Verwandten bei Familienfesten. Gut möglich, dass man sich total prima versteht. Gut möglich, dass man sich gar nichts zu sagen hat. Eine familiäre Bande besteht aber unleugbar. Man weiß: Man gehört gemeinsam einer Sippe an – in diesem Fall dem so genannten Literaturbetrieb. Eine schrecklich nette Familie. Und tatsächlich eine, die man sich selbst ausgesucht hat, in die man quasi einheiratet. Inklusiv der üblichen Folgen.

Was ist aus Sicht des Schriftstellers die Aufgabe der Kulturmanager im Literaturbetrieb?

Um es mal grob zu vereinfachen: Es gibt im Literaturbetrieb zwei größere Lager. In dem einen sind die anzutreffen, für die Literatur als ästhetisches Phänomen im Fokus steht – als Kulturgut, wenn man so will. Das sind im Idealfall die Autoren und die Leser selbst. Das sind aber auch Wissenschaftler, Lehrer, Schreibkursdozenten, Journalisten, Kritiker und Blogger – also die Literaturverarbeiter.

Dann gibt es noch das Lager der Literaturvermittler: Verleger, Lektoren, Agenten, Veranstalter, Schreibschulenleiter, Buchhändler, aber auch Kulturpolitiker und Stiftungsmitarbeiter etc. Eine ganze Schar zum Teil hoch spezialisierter Kulturmanager also, die Literatur nicht zuletzt als ökonomisches Phänomen betrachten – als ein Wirtschaftsgut. Aber eben nicht ausschließlich. Je kleiner und spezialisierter etwa der Verlag oder die Buchhandlung sind, umso augenscheinlicher wird meist, dass Umsatz und Gewinn nicht die entscheidenden Kriterien bei der inhaltlichen Ausrichtung des Programms bzw. Sortiments gewesen sein können.

Wie auch immer: In einer perfekten Welt sollte die wichtigste Herausforderung für alle Literaturvermittler wohl sein, Publikum und Schriftsteller zusammenzubringen. Im Idealfall ohne zum Ausbeuter der Literaturlieferanten zu werden. Außerdem ohne das Publikum unnötig zu unterfordern. Am besten mit der gleichen Begeisterung für Literatur als ästhetisches Phänomen, wie es Literaturverarbeiter von Format an den Tag legen – zuweilen sogar in dieser Welt.

Was erwarten Autoren von Kulturmanagern im Literaturbetrieb?

Aufmerksamkeit. Eine „Bühne“. Interessiertes Publikum. Sie erwarten, dass man sich mit ihrer Arbeit beschäftigt. Im besten Fall echte Begeisterung. Rückgrat. Klingt banal. Ist es aber keineswegs. Jeder Autor hat es erlebt: Da steht man vor einer Anordnung traurig-leerer Stuhlreihen und ist auch noch versucht, dem Veranstalter tröstend die Schulter zu klopfen. Nach dem Motto: Kannst ja nichts dafür, Literatur ist eben keine Massenunterhaltung. Aber das ist natürlich alles alberne Höflichkeit und letztlich Quatsch. Kulturmanager, die darauf hoffen, dass Autoren ihnen Publikum verschaffen und nicht umgekehrt, machen einfach etwas falsch.

Welche Kompetenzen und Fähigkeiten sind Ihrer Auffassung nach für Kulturmanager Voraussetzung, um erfolgreich Literatur zu vermitteln?

Wahrscheinlich ist es ganz ähnlich wie beim Schreiben auch: Es schadet nicht, eine a) große Portion Leidenschaft und b) jede Menge Leidenschaft mitzubringen. Dazu gehört auch, dass man sich für das eigene Handwerk interessiert und sich neugierig umguckt: Wie machen es die, die erfolgreich sind? Auch in anderen Branchen. Kann und will ich mir da etwas abgucken? Was kann ich selbst noch besser machen als die, die schon richtig gut sind?

Kulturmanager der Extraklasse stelle ich mir deshalb wohl auch als klassische Entdecker und findige Förderer von Literatur und Autoren vor. Als quirlige „Macher“, die liebend gerne die Herausforderung annehmen, das Publikum nicht nur in seinem eingefahrenem Konsumverhalten zu bestätigen, sondern denen es vielmehr darum geht, Unterhaltung zu bieten, mit denen Ansprüche nach oben getrieben werden. Als Menschen, die sich selbst nicht so wichtig nehmen, dafür aber die Aufgabe für die sie sich entschieden haben – und die außerdem noch auf legal-kreative Art mit Geld zu jonglieren verstehen.

Hört sich womöglich alles ein wenig verschwurbelt und schwammig an. Aber ich bin eben auch Autor. Mehr Unternehmer, eher kein Manager.

Welche Rolle spielt bei Autoren die Selbstvermarktung?

Erste und vornehmste Aufgabe des Schriftstellers kann nur das Schreiben sein, das Handwerk. Und letztlich beginnt hier bereits die Selbstvermarktung. Kein schönes Wort in diesem Zusammenhang. Aber am Schreibtisch werden entscheidende Weichen gestellt. Schreibe ich Prosa oder Lyrik? Schreibe ich eine Kurzgeschichte oder einen Roman? Welches Genre? An welchen Vorbildern arbeite ich mich ab?

Doch damit geht es erst los. Denn früher oder später muss das Geschriebene dann ja auf dem langen Weg zum Publikum an die nächste Instanz weitergereicht werden. An Literaturvermittler. Und an dieser Stelle gewinnt die Selbstvermarktung eine neue Qualität. Das ist eine dieser Lektionen, die man als Schriftsteller früher oder später zu lernen hat: Künstler sind eben wirklich Unternehmer. Und meist auch so eitel, dass es sie schon interessiert, was das eigene Unternehmen wert ist.

Wie funktioniert die Selbstvermarktung für Autoren?

Letztlich ist das eine Charakterfrage. Was für eine Art Unternehmer bin ich? Und natürlich funktioniert die Selbstvermarktung in der Start-up-Phase anders als später, wenn man sich dann als Unternehmen unter Umständen bereits etabliert hat. Es gibt das High Level Litbiz. Es gibt das Low Level Litbiz. Und dazwischen eine Menge Türsteher, also

Literaturvermittler und Literaturverarbeiter, die mitentscheiden, wer von hier nach dort gelangt.

Früher hätte ich behauptet, der Passierschein ist ein veröffentlichtes Werkstück, also meist ein Buch. Aber heute denke ich eher, der Passierschein ist ein veröffentlichtes Werkstück, mit dem der Sprung von der Scheinöffentlichkeit in die Öffentlichkeit geschafft wird. Von der Amateur- in die Profiligena.

Hier wie dort geht es um Aufmerksamkeit. Und im High Level Litbiz kommen die Autoren an, denen es gelungen ist, so viel Aufmerksamkeit zu erringen, dass diese Aufmerksamkeit sich tatsächlich in harte Währung ummünzen lässt. Und der Weg dahin führt dann doch wieder über das Geschriebene. Womöglich ergänzt durch einen „Markenauftritt“, der das Unternehmen Autor von anderen Unternehmen der Branche unterscheidbar macht. Das ganze Vokabular ist wirklich nicht besonders sexy, aber es beschreibt die Prozesse durchaus treffend.

Welche Werkzeuge hat der Autor für seine Selbstvermarktung?

Es gibt Auszeichnungen vom Kreissparkassen-Stipendium bis zum Deutschen Buchpreis, die wie Güte- und Testsiegel funktionieren. Darum kann man in den Wettstreit gehen. Es gibt Kaschemmenlesungen und große Literaturfestivals, bei denen man auftreten kann, um die Bekanntheit zu erhöhen und sich einen Ruf als Schnarchnase oder Rampensau zu erarbeiten. Man kann mit Autoren und anderen Protagonisten des Betriebs netzwerken. Und so weiter.

Es gibt schließlich, wie immer, wenn es darum geht, öffentlich in Erscheinung zu treten, eine breite Palette an Möglichkeiten, um sich jenseits seines Kerngeschäfts als erfolgreicher Unternehmer zu „inszenieren“. Das beginnt beim Autorenfoto, das einen in geheimnisvoller Denkerpose oder als Spaßvogel bis zur Krawatte im Wasser stehend zeigen kann. Und das hört bei der Veröffentlichung von provozierenden Gedichten oder Romanen, die gezielt Gefühle von anderen verletzen, noch lange nicht auf. Schriftsteller zählen zu den Lieferanten der Unterhaltungsindustrie. Breites mediales Echo steigert den Marktwert natürlich.

Aber am Ende des Tages führt wirklich kein Weg daran vorbei: Als Schriftsteller investiert man klugerweise den Großteil seiner Energie in das Kerngeschäft. Das ist der nicht nur der seriöseste, sondern auch der wichtigste Hebel der Selbstvermarktung. Ohne verwertbare Texte kann man sein kleines Unternehmen früher oder später wieder dicht machen. Ein Schicksal, das zuweilen auch bereits etablierten Autoren im High Level Litbiz droht – wenn erwarteter Erfolg ausbleibt. Wenn die einstigen Entdecker und Förderer einen fallen lassen und lieber die nächste Sau auf

die Rampe treiben oder durch den Blätterwald jagen. Die beste Möglichkeit das zu verhindern, ist immer ein Text, der begeistert. Hier und heute. Denn die Nachwelt, munkelt man im Literaturbetrieb, gibt es womöglich gar nicht.

Wann funktioniert die Selbstvermarktung für Autoren nicht mehr?

Man braucht Verlage für die Veröffentlichung und den Vertrieb von Werken. Man braucht Kritiker, die Aufmerksamkeit herstellen. Man braucht Menschen, die einem eine Bühne geben, wo man die Sau auch rauslassen oder das berühmte Wasserglas bemurmeln darf. Kurz: Man braucht eine funktionierende Infrastruktur, um den eigenen Marktwert hoch zu halten oder zu steigern – und die stellen andere.

Vielleicht kann man es so formulieren: Mit zunehmender Professionalisierung übernehmen Partner die Vermarktungsaufgaben, die der Schriftsteller allein nicht stemmen kann. Das können Agenten sein. Das können PR-Agenturen sein. Vor allem aber sind das Verlage, die über einen entsprechend aufgestellten Apparat verfügen, mit dem sie den Markt bearbeiten.

Sie „kaufen“ das Produkt des Schriftstellers, entwickeln es weiter und bringen es in den Handel. Lektoren kommen ins Spiel, Vertriebler, Pressereferenten. Und so weiter. Der Schriftsteller wird am Erfolg beteiligt. Woran er dann meist fleißig mitarbeiten wird, wenn er kann. Auch mit anderen Partnern. Mit Veranstaltern und Buchhändlern, die ihn einladen. Mit dem Publikum, das er nun bestenfalls über Lesungen oder virtuell im Internet erreicht.

Welchen Einfluss haben Agenten und Verlage?

Schriftsteller neigen zuweilen dazu, sich gegenüber diesen Instanzen als Bittsteller zu sehen, weil es nicht an Konkurrenz mangelt. Aus dieser Perspektive wirkt der Einfluss groß. Wahr ist allerdings: Wer etwas veröffentlichen möchte, unterbreitet ein Angebot. Das wird womöglich abgelehnt. Es wird womöglich aber auch angenommen.

Klar, Agenturen und Verlage entscheiden das. Und zwar aufgrund von Kriterien, die sowohl ästhetischer – mehr aber noch ökonomischer Natur sind. Das weiß der Schriftsteller als Unternehmer selbstverständlich. Er weiß: Große Publikumsverlage regeln, wer potenziell Zutritt zum High Level Litbiz bekommt, das heißt, wer überhaupt auf eine breite Leserschaft hoffen darf. Eine Veröffentlichung erhöht den Wert des Unternehmens Schriftsteller damit sofort, auch wenn das noch keine Garantie auf etwas ist. Titel können floppen. Die allermeisten floppen sogar.

Agenturen wiederum haben insofern Einfluss, als dass sie die Wahrscheinlichkeit für Autoren erhöhen, überhaupt von Verlagen wahrgenommen zu werden. Sie verfügen meist über Kontakte in die Verlagswelt, die gerade junge Autoren nicht haben. Agenten kennen sich in der Regel auch besser mit Verträgen aus. Doch das alles nützt am Ende des Tages wenig, wenn Verlage nicht überzeugt werden können. Und das tut schlussendlich nie der Agent, sondern der Text.

Wenn es mal zu Reibungen zwischen Autoren und Kulturmanagern kommt, worum geht es dann meistens – um Inhalte, um Vermarktungsstrategien, um Verträge, ums Geld?

Es geht um all diese Dinge. Und damit offensichtlich häufig auch um unklare Rollenverteilungen. Speziell, wenn es nicht läuft. Bei Erfolglosigkeit wird sich ja immer gerne gegenseitig die Schuld zugewiesen. Zumindest aber gezweifelt – mal leiser, mal lauter. Da spielen auf Autoreenseite dann durchaus Gefühle wie Neid und Angst vor Übervorteilung mit hinein: Warum bekommen Agenturen ausgerechnet meinen Titel nicht an den Laden gebracht? Warum rühren Verlage für andere Bücher die Werbetrommel wie verrückt, nicht aber für meins? Warum lässt der Veranstalter keine anständigen Flyer drucken? Wieso muss bei Lesungen fast immer um das vom Schriftstellerverband vorgeschlagene Mindesthonorar gefeilscht werden?

Der Umgang mit Autoren ist für Kulturmanager deshalb oft ein Tanz auf der Rasierklinge, kann ich mir denken. Auf der einen Seite müssen die nackten Zahlen wie Verkaufsumsätze oder Publikumauslastung stimmen, auf der anderen Seite braucht der Autor das Gefühl, er trägt das Risiko für gemeinsame Unternehmungen nicht allein und bekommt von den Partnern auch bei Misserfolgen weiterhin das Vertrauen, das er für seine Arbeit verdient.

Insofern: Die Reibungen gründen letztlich nicht selten schlicht auf verkorkster Kommunikation. Streit um Dinge wie Geld und so weiter sind die Folgen. Ursächlich sind allerdings in der Regel grundsätzliche Missverständnisse.

Was ändert sich durch Social Media für die Vermarktung im Literaturbetrieb?

Ich schätze, Blogs und Co. können ein sinnvoller Informationskanal sein. Auch eine attraktive Werbeplattform. Oder um es im Management-Deutsch zu sagen: ein Leserbindungsinstrument. Leser können womöglich ihr Lektüreerlebnis vertiefen und wach halten, indem sie einen Autoren-Blog lesen. Verlage können über ihre Online-Kanäle darüber informieren,

wann der nächste Titel von Autor X erscheint und Buchtrailer bereitstellen. Veranstalter können Termine posten. Und so weiter.

Die Frage bleibt allerdings, ob diese Maßnahmen nicht nur Rädchen einer seltsamen Illusionsmaschine antreiben, von der keiner so richtig weiß, was sie wirklich tut. Wird der Aufmerksamkeitswert einer Unternehmung durch Klickzahlen und solche Dinge wirklich messbar? Ich wenigstens habe keine Ahnung, ob es Erhebungen gibt, wie groß der Effekt dieses medialen Sperrfeuers auf die Nutzer wirklich ist.

Aus eigener Erfahrung als Literaturkonsument würde ich sagen: Bei mir stellt sich immer häufiger das Gefühl ein, ich muss bestimmte Titel gar nicht mehr lesen, weil ich einfach schon vorher so viel über sie weiß, dass jede Neugier komplett flöten geht. Oder mir die Haltung, die sich über die Selbstdarstellung von Autoren ableiten lässt, einfach nicht gefällt. Wer hat schon Lust, den Text von jemandem zu lesen, der mich beständig über seinen meist erstaunlich banalen Alltag auf dem Laufenden hält? Lächerliche Stoffwechselerlebnisse oder Ähnliches inklusive.

Ändert sich überhaupt etwas im Literaturbetrieb?

Das Verhältnis lieferbarer Buchtitel zu stinknormalem Leser nimmt immer absurdere Formen an. Ist das nicht so? Auch das Interesse, sich mit ästhetischen Kategorien auseinanderzusetzen, sinkt auf allen Seiten, hört man. Aber das erzählen einem die Kulturschaffenden im Grunde seit Generationen. Und ein Haufen Aufrechter macht trotzdem immer weiter. Ebenfalls auf allen Seiten.

Kurz: Eine Menge ändert sich vermutlich nie. Und dennoch verändert sich aktuell tatsächlich nicht eben wenig – und das in großer Geschwindigkeit. Das Medium Buch bekommt digitale Konkurrenz. Es kommen neue Vertriebswege hinzu. Der Handel verlagert sich mehr und mehr ins Internet. Online-Lesegemeinschaften verzeichnen regen Zulauf. Ausbildungsstätten und Ausbildungsgänge für Schriftsteller werden geschaffen und gewinnen als Sprungbretter für die spätere Autorenlaufbahn an Bedeutung. Literaturfestivals schießen, zumindest gefühlt, allorts aus dem Kraut und gewinnen mehr und mehr an Popularität.

Die Frage, ob die Pfade vom Schriftsteller zum Publikum durch diese Entwicklungen in Zukunft weniger verschlungen sein werden, bleibt vorerst völlig offen.

Braucht ein Schriftsteller Kulturmanager?

Ja, wenn ihm etwas an Öffentlichkeit liegt. Und trotzdem: Ist es nicht auch im Literaturbetrieb der Gegenwart noch immer vor allem umgekehrt?

Echte Rampensäue wissen das zu schätzen

(2012)

über Social-Media-Aktivitäten

Februar 2012. Nachdem im Vorjahr eine Leserunde zum Roman „Es war einmal Indianerland“ auf Lovelybooks stattgefunden hatte, wollte Hanna Teepe vom Freiburger Onlinemagazin Fudder wissen, wie es dem Autor dabei ergangen ist.

Warum eine Leserunde auf Lovelybooks?

Neugier. Die naheliegende Antwort wäre vermutlich: Um Werbung für meinen Roman zu machen. Aber das stimmt nur bedingt. Mich hat wirklich interessiert, was passiert, wenn ich mich als Autor in einer Leserunde direkt mit Lesern austausche. Bringt den Lesern das was? Aber auch, logisch: Kann ich das? Will ich das? Macht mir das Spaß?

Macht es Ihnen Spaß?

Als Schriftsteller ist man immer auch Schriftstellerdarsteller, wenn man nicht gerade an seinen Texten arbeitet. Meist bei Lesungen natürlich. Zunehmend aber auch im Netz. Letztlich ist das auch eine Rampe, an der man die Sau rauslassen muss, kann, darf. Jeder auf seine Art, versteht sich. Und das bedeutet Stress, weil man ein halbwegs anständiges Bild von sich abliefern will. Ein Stress, den echte Rampensäue natürlich zu schätzen wissen. Was mir allerdings wichtig ist: Letztlich muss mein Text im Mittelpunkt stehen. Und das war auf Lovelybook der Fall. Das hat mir Spaß gemacht.

Bekommen Sie möglicherweise dadurch neue Anregungen von Lesern?

Für das Schreiben? Nein. Das Spannende sind die Rückmeldungen. Die Teilnehmer der Leserunde verfassen am Ende ja idealerweise eine Rezension. Und bei „Es war einmal Indianerland“ stammt eine der

interessantesten Rezensionen überhaupt tatsächlich von einem der Leserunden-Teilnehmer.

Wollte man maulen und nachtreten, könnte man an dieser Stelle noch einwerfen: Literaturkritik schrumpft in den klassischen Medien ja zusehends runter auf Daumen-hoch-Daumen-runter-Niveau. Insofern ist es toll, wirklich mal etwas zu lesen, was als intensive Auseinandersetzung mit Inhalt, Form und Sprache eines Textes durchgeht. Ehrlich, das hat mir als Autor wirklich etwas bedeutet.

Ist der (direkte) Kontakt zu Lesern auch manchmal schwierig, nicht nur über Lovelybook, sondern zum Beispiel auch über Facebook, Twitter etc.?

Es passiert, dass einem klar wird, dass nicht alle mögen, was man tut und macht. Wie im richtigen Leben. Eine Erkenntnis, die auch im gefestigten Erwachsenenalter schmerzen kann. Aber das dicke Fell muss man haben, wenn man als Künstler ein Angebot an die Welt macht, oder? Meist suchen aber sowieso ja nur Menschen den Kontakt zu einem, die das Gefühl haben, hier bekommen sie etwas, was es woanders in der Form nicht gibt.

Lohnt sich die Präsenz auf Lovelybooks?

Das klingt so nach Betriebswirtschaftslehre und Rechnungswesen. Ich wünsche mir natürlich, die Leserunde hat sich für einige der Teilnehmer gelohnt. Hört sich vielleicht abgelutscht an, aber ich freue mich wirklich, wenn es Leser gibt, die denken: Tolles Buch, das war wirklich was Besonderes!

Humidor. Flauschiger Bademantel. Obstkorb.

(2012)

über Berlin und Wünsche als Festivalgast

Mai 2012: Wer zum Internationalen Literaturfestival nach Berlin eingeladen wird, bekommt auch einen Fragebogen zugeschickt. Wenn man sich dafür Zeit nimmt, sind schnell mal mehr Informationen beisammen, als vermutlich gewünscht waren.

Welche Assoziationen haben Sie, wenn Sie an Berlin denken? Gibt es einen besonderen Ort, der Ihnen sofort einfällt?

Gehen auch zwei? Zum einen wäre da mal der Charlottenburger Krug, Kantstraße, unweit der 12-Quadratmeter-Zelle, die ich Mitte der 90er im Studentenwohnheim Suarezstraße angemietet hatte. Leider nicht programmhefttauglich: Fanzelllicht, durch das Qualm wabert. Rotweißkarierte Tischdecken. Spielautomaten-Fanfaren im Hintergrund. Die Taste an der Jukebox für Michael Holm: „Tränen lügen nicht“. Kommilitone M., der wortwörtlich blass um die Nase wurde, als in diesem Etablissement einmal ein wortkarger Lederjackenjüngling einem nervenden Tresennachbarn sehr humorlos einen schweren Glasaschenbecher über die Rübe gezogen hat. Wilder Westen.

Und dann noch: Das marode Loch, in dem die Boxstaffel der Humboldt Mitte der 90er trainiert hat. Universitätsstraße, Erdgeschoss. Staubpartikel, die im künstlichen Licht herumwirbeln. Halbblinde Spiegel an der Wand. Mürbe Taue, die den Ring markieren. Ein Trainer mit breitgekloppter Nase, auf den das Wort „vierschrötig“ zur Beschreibung von Gestalt und Charakter passt wie ein gutsitzender Handschuh. Ein Haufen austrainierter Jungs, soeben Deutscher Hochschulmeister geworden. Enorm eifrige, ehrlicherweise aber eher Schweiß als akademische Aura versprühende Typen. Eindrücke, wie geschaffen für alle, die sich nach Abenteuer sehnen und – einschließlich der rechten Graden, mit der mir beim Training dann mal die Lichter ausgeblasen werden – später enorm wertvoll beim Schreiben meines Romans „Es war einmal Indianerland.“

Welches Buch hat Sie als Kind oder Jugendlicher besonders fasziniert?

Hagel und Granaten: „Tim und Struppi, Die sieben Kristallkugeln“ von Hergé. Der Stil, die Linge Claire. Die skurrilen Figuren. Nicht zuletzt aber: Der Ruch des Verbotenen, der dem Werk anhaftete. Fußnote: Für den Knirps von vielleicht sieben, acht Jahren, der ich war, bedeutete der Band die eisenhart ausgehandelte Belohnung für den ersten Zahnarztbesuch. Präzise: für den ersten Zahnarztbesuch, bei dem ich auch bereit war, den Mund zu öffnen. Erworben bei Spielzeug Dluzak im Einkaufszentrum Jenfeld, wo ich zuvor bereits mehrfach hineingeblättert hatte. Vehementer Protest meiner Mutter bis zur Kasse. Ihr Standpunkt: kein Kinderbuch.

Welche Persönlichkeit aus unserem oder einem vergangenen Zeitalter würden Sie gerne einmal treffen und über was würden Sie sich mit dieser unterhalten?

Fatih Akin. Über das Geschichtenerzählen. Und Filme.

Haben Sie einen besonderen Wunsch, was Sie in Berlin erleben möchten – bezogen auf Ihre Veranstaltungen, aber auch bezogen auf Ihren Aufenthalt im Allgemeinen?

Die Antworten der anderen Autoren auf diese Frage lesen.

Auf welche Rahmenbedingungen und Details legen Sie als Autor bei Veranstaltungen besonderen Wert?

Kein Tisch. Stuhl reicht. Mikrofon, wenn das der Raum erfordert. (Backstage Wasser ohne Sprudel, Aperol sowie eine Flasche Prosecco, gut gekühlt. Humidor. Flauschiger Bademantel. Obstkorb. Digitaler Mitschnitt der Veranstaltung in Wort und Bild. Das Übliche. Ein Masseur?)

Mit welchen Altersgruppen arbeiten Sie bei Veranstaltungen besonders gern zusammen?

Mit allen, die zuhören möchten.

Mehr so mittelgeistreich

(2013)

über die inspirierende innere Landschaft u.v.m.

März 2013: Zur Bewerbung um ein Hausacher LeseLenz-Stipendium gehört es auch, einen literarischen Fragebogen auszufüllen. Für die 20 Antworten versucht man sich natürlich nach Kräften ins Zeug zu legen.

Welche literarische Figur hätten Sie gerne erfunden?

Meursault.

Von welchem Kritiker würden Sie am liebsten verrissen werden?

Michiko Kakutani. (Wenn's denn wirklich sein muss.)

Welches Werk würden Sie als Ihre Schokoladenseite bezeichnen?

Ich würde meinen: Es gibt doch immer nur ein Werk pro Autor.

Empfinden Sie Zufriedenheit als etwas Verstörendes?

Öhm ...

Wann ist Ihnen die Nacht am sympathischsten?

In sympathischer Gesellschaft?

Wo lesen Sie am liebsten?

Amrum, im Liegestuhl hinter dem Wohnwagen.

Welche Sprache regt Ihre Phantasie an?

Die, die mir Geschichten erzählt. Die, aus der Literatur geworden ist. (Okay, mehr so mittelgeistreich.)

Welchem Buchstaben können Sie nicht verzeihen und warum?

Bin Buchstaben gegenüber nicht nachtragend. Man braucht sie ja doch alle immer wyder.

Welche Landschaft inspiriert Sie am meisten?

Die innere, selbstverständlich.

Welche Farbe würden Sie gerne mit Rot mischen und weshalb?

Rot. Satteres Rot. Kein Grund. (Die Welt des Schriftstellers: in der Hauptsache mehr so Schwarz vor Weiß.)

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu „Grünem Tee“ definieren?

Als durchaus freundschaftlich. Man mag sich.

Welches geliehene Buch haben Sie nicht zurückgegeben?

Als treuer Büchereikunde bringe ich alle Bücher stets brav zurück. Es gab allerdings einmal einen Ausstellungskatalog zu Leben und Werk von Rolf Dieter Brinkmann, den habe ich mir als Student in der Germanistenbibliothek der FU Berlin ausgeliehen und, „Jugendfanatismus“, eine Seite daraus gemopst. Ein Porträt von RDB hatte es mir angetan. (Steht auch noch immer im Schreibtischzimmer.)

Wo haben Sie das Gefühl, völlig fehl am Platz zu sein?

In großer Höhe.

Wie würden Sie Ihre Katze nennen?

Die einzige echte Katze, die je von mir benamst wurde, hat den Namen Moses bekommen. War den Umständen unseres Kennenlernens geschuldet.

Wann begegnen Sie der Zeit am intensivsten?

Gibt es da noch andere Antworten als Spiegel oder die eigenen Kinder?

Was haben Sie noch nie verstanden?

- Modellbau.
 - Animateure.
 - Fernsehgyrnastik.
 - Rosinen in Brötchen.
 - Buchfetischisten, die das Medium für die Botschaft halten.
 - Vielleser, die am glücklichsten sind, wenn ihr Hirn beim Schmöckern auf Reservestrom zurückfahren darf.
 - Die Vorfreude in einem gewissen Alter auf die Rente, als wäre der Ruhestand so eine Art paradiesisches Jenseits in der diesseitigen Hölle.
 - Tischdecken.
 - Polonaisen.
 - Bausparpolicen.
 - Wo nisten Straßentauben?
- (Ein Dasein voller Rätsel.)

Ist Zufall etwas Tröstliches oder eine Frage der Aufmerksamkeit?

Zufall ist ein Begriff, der hilft, einen überkomplexen Sachverhalt in eine Form zu gießen. Ein Platzhalterwort. Wie, was weiß ich, Glück. Gott. Schicksal. Liebe. Staat. Seele. Zwischenfinanzierungsplan. Roman. Und so weiter. Alles eine Frage der Definition, wenn man so will – und letztendlich des Erzählens. (Hat jedenfalls mit Trost wenig zu tun.)

Welchen Gegenstand müssen Sie anfassen, wenn Sie ihn sehen?

Man hat mir mal erzählt, der unwiderstehlichste Gegenstand, den es überhaupt gibt, sei eine Parkbank, auf der steht: „Frisch gestrichen!“

Was haben Sie von Ihren Händen gelernt?

Sind fremde Hände nicht viel interessanter – sogar lehrreicher?

Wem außer sich selbst würden Sie gerne dieses Stipendium geben?

Wer hat sich denn sonst noch so beworben?

Manchmal wundert man sich ja, dass man überhaupt da ist

(2014)

über Familie und Kirche

Februar 2014: Für das „Himmel & Elbe – das Kirchenmagazin des Hamburger Abendblatts“ stellte Thomas André die Fragen per E-Mail. Drei der Antworten wurden später veröffentlicht.

Was waren Deine Eltern von Beruf?

Meine Mutter (*1941) und mein Vater (*1944) gehören beide zur Generation der im Krieg Geborenen. Meine Mutter als Flüchtlingskind und mein Vater als Kind einer Arbeiterfamilie aus Billstedt haben nie die Chance gehabt, sich beruflich zu verwirklichen. Nach der Volksschule ging es für sie direkt in den Beruf. Meine Mutter hätte gerne in der Textilbranche gearbeitet und wurde Sekretärin. Mein Vater wollte am liebsten Grundschullehrer werden und hat eine kaufmännische Ausbildung absolvieren müssen. Nebenher ist er zur Abendschule gegangen, um sich seinen Traum zu verwirklichen. Den Realschulabschluss hat er gemacht, während der Vorbereitung auf das Abitur bin ich dann geboren worden. Und schließlich wurde er Einkäufer in der Klimatechnikbranche. Aufstieg zum Abteilungsleiter. Dann Prokurist. Auch mit 70 ist er in „seiner“ Firma, der Stulz GmbH, heute noch zwei Tage die Woche Berater. Er muss ein ziemlich guter Kaufmann sein, er hätte womöglich auch noch mehr erreichen können, wenn er risikobereiter gewesen wäre. Meine Mutter ist schon länger Rentnerin.

Kindheitserinnerung: Während mein Vater meiner Schwester und mir vorlas, ging im Hintergrund die elektrische Schreibmaschine. Meine Mutter arbeitete, sehr modern, von zu Hause aus während meiner Kindheit. Vorzugsweise abends. Sie war unfassbar schnell im Tippen. Und diese Art des Schreibens ist aber auch die einzige Verbindung zwischen den Berufen meiner Eltern und meinem. Wobei der Kaufmann natürlich auch Geschichten verkauft. Wie auch immer: Es gab unter meinen Vorfahren bis zu mir niemanden der eine Uni besucht hätte. Und auch niemanden, der etwas mit Literatur am Hut hatte. Meine Groß- und Urgroßväter waren

gelernte Handwerker. Ein Urgroßvater war Schornsteinfegermeister und kam mit einem der ersten Automobile der Gegend um. Ein anderer fiel im Ersten Weltkrieg. Sie haben es alle aber geschafft, vorher noch Kinder in die Welt zu setzen. Wirklich: Manchmal wundert man sich ja, dass man überhaupt da ist ...

Bist Du im „Assi-Teil“ von Jenfeld aufgewachsen?

Für die Legende wäre ein klares Ja jetzt das Beste, das ist mir schon klar. Und die Adresse gibt das auch her. Gleiwitzer Bogen. Ein Eckblock. Plattenbau. Wohnung dritter Stock rechts. Diese Siedlung, die so alt ist, wie ich selbst, hat allerdings, genau wie ein Mensch, im Laufe der Jahre sehr unterschiedliche Phasen durchgemacht. Anfang der 1970er Jahre zogen vor allem junge Familien nach Jenfeld und in all die Neubaugebiete am Stadtrand. In Hamburg herrschte Wohnungsnot. Die Neubauten hatten einen für damalige Tage unfassbaren Komfort. Fließend warmes Wasser und eigene Toilette waren noch immer keine Selbstverständlichkeit. Und in den Anfangsjahren waren das tolle Hausgemeinschaften. Meine Eltern haben bis heute eine enge Bindung zu den ehemaligen Nachbarn, die längst nicht mehr da wohnen. Meine Eltern gehören zu den wenigen, die über 40 Jahre dortgeblieben sind. Die großen Zuwanderungen nach Deutschland setzten dann ja erst während meiner Kindheit ein. Und damit veränderte sich auch der Stadtrand. Die jungen Familien zogen nach und nach weg. Beruflicher Erfolge. Erbschaften. Für viele war die nächste Stufe das eigene Reihenhaus in der Vorstadt. Gegen Ende der 1980er Jahre, zu meiner Teenagerzeit, war Jenfeld dann runtergerockt. Falsche Stadtentwicklungspolitik, zunehmende wirtschaftliche Probleme, steigende Arbeitslosigkeit. Es gab die ersten Mehrgenerationenhaushalte von Sozialhilfeempfängern. Das spürte man auch. Das Klima wurde rauer. Die Zahl der Migranten wurde höher und höher. Und dann kam die nächste Wende: Das Abendblatt berichtete damals über den "Stadtteil ohne Zukunft" (1988) und es floss plötzlich Geld in die Gegend. Und Dinge veränderten sich wieder: Der Block meiner Eltern gehörte der Kirche. Und wurde Mitte der 90er Jahre dann in Eigentumswohnungen umgewandelt. Ich bin kurz davor zum Studium weg. Heute leben im Gleiwitzer Bogen viele Menschen um die 70.

Die Antwort ist also: Ich bin im „neuen“ Teil von Jenfeld groß geworden. Mit Blick auf die Türme des Einkaufszentrums. Es gab aber noch zwei, drei härtere Ecken.

Warum setzt Du Jenfeld in Deiner Stadtrand-Trilogie ein Denkmal?

Leser lieben es, an exotische Orte entführt zu werden. Jenfeld ist einer. Genauer gesagt: der Stadtrand. Jenfeld ist ja nur mein Modell. Und dieses Modell ist am Ende dann doch auch nichts außer Kulisse. In der Art, wie ich erzähle, ist Kulisse aber durchaus wichtig, weil sich in ihr die Innenwelt der Figuren abbilden lässt. Viel Beton. Das hat einerseits etwas Bedrohliches. Der Mensch wirkt klein. Aber für mich haben diese Plattenbauten auch etwas Beruhigendes. Schützendes. Solides. Und auf eine ungewöhnliche Art, das gebe ich zu, finde ich die Architektur wirklich schön. Die klaren Linien. Fast wie bei Tim und Struppi, die ich als Kind auch sehr geliebt habe. Das ist also das eine. Eine eher handwerkliche Antwort.

Es gibt natürlich noch eine andere Seite. Denkmal ist ein großes Wort. Aber zum Schreiben gehört natürlich das Festhaltenwollen, das Öffentlichmachen. Zunächst vor sich selbst. Und man kapiert als Heranwachsender natürlich, dass die Privilegierten eher nicht aus Jenfeld kommen. Dass die großen Träume eher schwer zu erfüllen sein werden. Zum Glück habe ich aber lange genug an die Versprechungen und Lügen all der Popsongs und Filme geglaubt, mit denen ich aufgewachsen bin. Und heute sieht es so aus, jedenfalls für mich, als wenn es ein großes Glück gewesen ist, dass ich genau in Jenfeld groß geworden bin. Keiner sonst kann die Geschichten erzählen, die ich erzähle. Ein Riesenvorteil. Denn darum geht's bei der Literatur doch, wenn ich das richtig verstanden habe.

Sind Deine Kinder getauft?

Alle drei, ja. Ganz klassisch im Windelalter zur Osterzeit. Im Guten Hirten.

Werden Sie konfirmiert?

Das entscheiden sie natürlich selbst. Ich wäre dafür, weil ich selbst die Konfirmandenzeit sehr mochte. Wir hatten Blockunterricht am Wochenende und haben bestimmt zwei Ausfahrten gemacht. Tolle Wochenenden, überhaupt tolle Zeit. Auch mit Menschen, die man am Gymnasium nicht traf. Außerdem: Das Einüben von altmodischen kirchlichen Ritualen ist manchmal im Leben sehr hilfreich. Vielleicht auch nur gedanklich. Man ist und bleibt gewissermaßen in einer sehr großen Gemeinschaft zumindest locker verankert.

Wo liegt bei Euch zu Hause die Bibel?

Mehrere Ausgaben stehen zu meiner Rechten in meinem Arbeitszimmer. Kinderbibel, diverse Lutherbibeln, eine neusprachige Ausgabe. Auf meinem Nachttisch liegt seit einiger Zeit eine Elberfelder Bibel. Taschenbuch. Blau. (Wegen der Glaube-Liebe-Hoffnung-Trilogie

interessieren mich momentan eigentlich die Paulus-Briefe. Aber mehr als ein paar Zeilen schaffe ich dann doch nie.)

Mit welchem der zehn Gebote hast Du die meisten Probleme?

Mit dem ersten. Fällt gegen die anderen neun stark ab. Es beginnt in der Ich-Form: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“ Kinder bringt man ja bei, wer sich stets zuerst nennt usw. ... Das ist also alles schon mal nicht sonderlich höflich formuliert. Außerdem wird hier eine Hierarchie sehr stark betont. Und Gott tritt auch noch als Person auf. Unglücklich. Aber vielleicht war Moses beim Diktat an der Stelle noch nicht voll konzentriert. Wäre verständlich.

Welche glückliche Begebenheit würdest Du gerne vor dem Vergessen bewahren?

Fällt mir bestimmt später wieder ein.

Von 30 Herzen gewinnt man maximal zwei bis drei

(2014)

über Schulesungen

Februar 2014: Die Journalistin und Buchautorin Christine Knödler schickte Fragen per Mail für ein Interview. Der Austausch diente zur Vorbereitung eines Vortrags für den BLLV (Bayerischer Lehrer- und Lehrerinnen-Verband) zur Bedeutung von Autorenbegegnungen an Schulen.

Wie viele Lesungen hast du durchschnittlich pro Jahr?

Zwischen 15 und 25 zuletzt. Gut die Hälfte im schulischen Kontext.

Welchen Teil deines Einkommens (natürlich nur in Annäherung!) machen Schulesungen aus?

Keinen wirklich relevanten derzeit.

An welcher Art Schulen liest du vor allem?

Meine Romane sind eher für erfahrenere Leser, deshalb vor allem an Gymnasien. Und Berufsschulen. Ab Klasse 8 aufwärts alles.

Wie gut sind die Schülerinnen und Schüler (SuS) auf Autorenlesungen vorbereitet?

Es gibt zwei Arten von Lesungen. Einmal die, zu denen man kommt, weil ein Text im Unterricht behandelt wurde. In diesem Fall sind die Klassen oft sehr gut vorbereitet und meist unheimlich rührig. Und im anderen Fall hat man den Eindruck, der Lehrer freut sich auf zwei Freistunden. Da wissen die Schüler dann nichts über Autor und Text. Es sei denn, der Lehrer verliert zur Begrüßung noch schnell eine haarsträubende Zusammenfassung des Wikipedia-Eintrags: „Wir freuen uns, dass Herr Mohr gekommen ist – was er liest, äh ... verrät er uns am besten gleich selbst.“

Welches Interesse, welche Aufmerksamkeit kannst du voraussetzen - bei SuS wie bei Lehrkräften? Fallen dir Unterschiede an den verschiedenen „Schultypen“ auf?

Jede Schule ist anders. Das hat nichts mit dem Schultyp zu tun, scheint mir. Sondern ausschließlich mit den Bedingungen vor Ort. Bescheid weiß man meist nach fünf Minuten. Wenn im Lehrerzimmer alle aneinander vorbeistarren und der Referendar zur Begrüßung verlegen erklärt, tja, also, er sei ja auch bald wieder an einer anderen Schule und habe gerade auch keine Ahnung, wie viele Klassen gleich kommen werden, dann darf man nicht zu viel erwarten.

Umgekehrt gibt es dann wieder den Fall, dass selbst der Bibliothekar alle Schüler, die zur Lesung kommen, namentlich kennt und grüßt, der Direktor sich persönlich die Ehre gibt und man kaum auf die Bühne kommt, weil man es vorher einfach nicht über Herz gebracht hat, der mütterlichen Schulsekretärin wegen der Schnittchen und des selbstgebackenen Kuchens vor den Kopf zu stoßen.

Was aber auffällt: Höflich sind die jungen Menschen wirklich fast überall. Und fast immer auch erschreckend diszipliniert. Aber wenn das Klima an der Schule eines ist, das besonders auf Seiten der Erwachsenen von Herzlichkeit oder zumindest einem kollegialen Miteinander geprägt ist, dann färbt das natürlich auch spürbar auf die Kinder und Jugendlichen ab. Wen wundert es?

Für welche SuS sind solche Lesungen besonders wichtig?

Für die, die lesen und sich etwas aus Literatur machen. Weil es eine Bestätigung für sie ist. Die anderen sind froh, wenn sie dann auf dem Pausenhof wieder gegen die Milchtüte treten dürfen. Und das finde ich auch in Ordnung. Es gibt mehr Wege zum Glück als Bücher und das Lesen, höchstwahrscheinlich auch geradere.

Hast du den Eindruck, dass Begegnungen mit Schreibenden, Leserbiografien der SuS beeinflussen, also generell Interesse an und Neugierde fürs Lesen wecken bzw. verstärken, womöglich Nicht-Leser zu Lesern machen und Viel-Leser zu Noch-mehr-Lesern?

Man lebt, man hofft. Hin und wieder gibt es nach einer Veranstaltung eine Dankeschön-Mail, die den Anschein erweckt, es hat tatsächlich Einzelne wirklich berührt. Aber man darf auch nicht vergessen: Unterrichtsstoff kann notenrelevant werden. Klausuren. Referate. Und sowieso weiß man

selbst noch von früher: Schullektüre gewinnt von dreißig Herzen maximal zwei bis drei.

Erachtest du Lesungen an Schulen für wichtig, sehr wichtig oder eher unwichtig?

Für wen genau? Für Autoren sind das Feuerproben, weil das „Publikum“ ja maximal halbfreiwillig kommt. Es ist aber immer Publikum da. Und bezahlt wird auch. Und doch bleibt es am Ende immer: Schule. Am tollsten ist es deshalb, wenn Schulklassen Literatur-Veranstaltungen woanders besuchen. In einem Literaturhaus, einer Bibliothek, bei einem Festival oder einem anderen Ort außerhalb des Klassenzimmers oder der Aula. Für die Eindrücklichkeit. Für das Erlebnis. Für das Verhalten aller.

Pauschal kann man sicher nicht sagen, dass Lesungen für die Schülerinnen und Schüler wichtig sind. Ich weiß auch zum Beispiel nicht, ob alle Schreibenden diesem Veranstaltungstyp gewachsen sind. Man nimmt der Literatur im schlimmsten Fall ja womöglich sogar ein bisschen was von ihrer Aura, wenn sich dort an der Schule vielleicht ein vermeintlicher Botschafter des Guten Wahren Schönen als stammelnder, nuschelnder Langeweiler entpuppt.

Hältst du es für möglich, dass Schullektüren dazu beitragen, SuS zum selbstständigen, kritischen Lesen zu ermutigen?

Wichtig ist dafür sicherlich die Qualität der Gespräche nach den Lesungen und die Aufarbeitung des Erlebnisses, wenn der Autor wieder weg ist. Darum: Je besser so etwas im Unterricht vor- und nachbereitet wird, desto höher der Nutzen. Ein schwieriges Wort im Zusammenhang mit ästhetischer Bildung natürlich.

Es ist auf jeden Fall immer putzig, wenn junge Menschen den Autor gern als Schiedsrichter hätten, um strittige Fragen zum Text zu klären. Genau an der Stelle ist natürlich sehr viel möglich. Man kann dann ja auch mal darüber sprechen, wie interessant es wirklich ist, was sich ein Autor dabei so gedacht hat. Und welche Leistungen genau Leser bei der Lektüre erbringen müssen. Und so weiter ...

Was war bzw. ist deine eigene intensivste Erinnerung an eine Schullektüre – aus deiner eigenen Schulzeit und heute, aus Autoren-Sicht?

Wir lasen früher tote Autoren. Zu meiner Zeit gab es für uns Schüler keine Lesungen. Und als Autor habe ich immer die letzte Lesung besonders intensiv in Erinnerung. Eine ältere Anekdote hier jetzt trotzdem. Ein musikalisches Gymnasium im Süden. Oberstufe. Vorab hatte man von

Lehrerseite darum gebeten, dass der Autor bestimmte Stellen nicht lesen möge, um die Gefühle der Schülerinnen und Schüler nicht zu verletzen. Keine Gewalt bitte. Nichts Explizites.

Gelesen habe ich dann in einem Raum, in dem es eine Menge Stuck und eine waschechte Pfeifenorgel gab. Hinten zwei Vertreter des Lehrkörpers vertieft in ihre Smartphones. Davor zwei eher unruhige Klassen. Die erste Frage, die dann von einem der prototypischen Klassenclowns aus dem Plenum kam: „Was genau sind chinesische Lustkugeln?“ Und man sah dem Gesicht des Fragers genau an, dass er sehr wohl wusste, was man mit Lustkugeln so veranstaltet. Das Gesicht der plötzlich doch wieder aufmerksamen Pädagogen in der letzten Reihe gefiel mir auch. Ich glaube, ich hatte eine gute Textstelle gewählt.

Auf Elchjagd

(2014)

über die Zeit als Stipendiat in der Nida Art Colony

Mai 2014: Kira Kötter, die gerade ihren Freiwilligendienst am Goethe-Institut Litauen machte, stellte dem Stipendiaten für die Homepage der Organisation drei Fragen über seine Zeit in Nida.

Was machst du in Litauen?

Ich bin auf Elchjagd – aber völlig legal. Mit Fotoapparat. Auf der Kurischen Nehrung. Möglich ist das, weil ich zur Schriftstellerlandverschickung hier bin und für sechs Wochen in der Nida Art Colony lebe. Vor einigen Jahrzehnten ließ Thomas Mann sich ein Sommerhaus vor Ort bauen und später stapfte auch der Philosoph Jean-Paul Sartre einmal auf den sehr beeindruckenden Dünen von Nida herum – in Begleitung von Simone de Beauvoir. Und das ist dann auch die Aufgabe, die man mir vom Goethe-Institut für das Stipendium gestellt hat: Was, wenn sich die prominenten Schriftsteller in Nida begegnet wären? Darüber schreibe ich eine Geschichte und in den Räumen links und rechts von mir machen Paulina Pukyte aus Litauen und Corinne Roche aus Frankreich das Gleiche.

Wie gestaltet sich dein Alltag in der Kunstkolonie in Nida?

Die beste Zeit für Elchjagd sind die frühen Abendstunden, habe ich festgestellt. Ich kann also ganz beruhigt viel Zeit am Schreibtisch verbringen. Was fantastisch ist, wenn einen dort nichts und niemand zwingen kann, mit dem Schreiben aufzuhören. Im Alltag sonst ist das oft anders. Abends geht es dann aber auch gesellig zu in der Kolonie, wenn man möchte. Es sind einige Bildende Künstler aus zum Beispiel Spanien, Estland, der Slowakei und auch aus Deutschland da. Einige sind richtig gute Köche. Es wird also häufig gemeinschaftlich gegessen und sich ausgetauscht. Tischtennis ist außerdem nicht unwichtig. Achso: Und einmal am Tag muss man auch zu Maxima, dem einzigen Supermarkt am Ort. Wenn man es geschickt anstellt, kann man das aber gleich mit der Elchjagd verbinden.

Worüber schreibst du sonst noch so?

Über Bierpong und künstliche Fingernägel gerade. Seit einigen Jahren interessiert mich besonders das Thema Erwachsenwerden. Und in meinem nächsten Roman wird ein 15-jähriger Junge als Mädchen herausgeputzt und in eine Disco getrieben. Die Disco heißt ChackaBum!, der Roman MOGEL – und es wird eine sehr schnelle, sehr kurze und ich hoffe, auch sehr lustige Geschichte. Bestens geeignet für alle zwischen 15 und 105, die gerne etwas darüber lesen, was es bedeutet, heute Mensch unter lauter anderen Menschen zu sein, denke ich. Ein kleiner Wermutstropfen vielleicht: Leider spielt Elchjagd keine Rolle.

Fehlende Bescheidenheit

(2014)

über den Schriftstelleralltag

Dezember 2014. Für eine Seminararbeit an der PH Heidelberg sammelte Helen Vögler Interviews mit Schriftstellern über deren Schriftstellerdasein.

Haben Sie manchmal Schreibblockaden? Wenn ja, was tun Sie dagegen?

Schreibblockaden gehören in den Bereich der Märchen und Mythen. Gibt es Bohrblockaden bei Zahnärzten? Ich denke, wenn man seinen Beruf nicht mehr ausüben kann, dann stimmt in der Regel etwas an anderer Stelle im Leben nicht. Depression. Psychose. Was weiß ich. Gut möglich natürlich, dass sensible Künstlernaturen dafür empfänglicher sind als andere Menschen. Aber Leuten, die angeblich unter der Angst vorm weißen Blatt leiden, verfassen oft noch ohne Schwierigkeiten Mails, Kurznachrichten und Einkaufszettel. Wetten?

Was war das witzigste Erlebnis, das Ihnen in Verbindung mit Ihrem preisgekrönten Buch „Es war einmal Indianerland“ einfällt?

Warum auch immer: Ich muss jetzt gerade an die Buchmesse in Leipzig gleich nach Erscheinen denken. Indianerland war mein erster Roman bei einem großen Verlag. Ich war mir sicher, mir würde ein PR-Marathon bevorstehen. Tatsächlich hatte ich dann nur einen einzigen Pressetermin. Die Praktikantin einer Lokalzeitung stellte mir ein paar Fragen. Dafür wies man uns zwei umgedrehte Getränkekisten in den Abstellraum des Messestandes an. Das Interview erschien nie.

Gibt es etwas, was Sie am Schriftsteller-Dasein als störend empfinden?

Die Rasenmäher der Nachbarn?

Sie arbeiten als Dozent und in der Werbung, kommt da das Schreiben manchmal zu kurz?

Die Werbetexterei habe ich - wenigstens vorübergehend - an den Nagel hängen können. Es ist eine ziemliche Qual, sich der Lohnschreiberei zu

widmen, während man sich nichts mehr wünscht, als an den eigenen Geschichten weiterzuarbeiten. Aber das Schreiben kommt eher selten zu kurz – manchmal dafür aber das Leben drumherum, leider.

Wie sind Sie dazu gekommen, Geschichten zu schreiben?

Fehlende Bescheidenheit, vermutlich. Klingt vielleicht ausgelutscht, aber es erscheint mir als eine der besten Möglichkeiten, sich ein Stück Lebenserweiterung zu verschaffen. Ähnlich wie beim Lesen klinkt man sich beim Schreiben aus dem laufenden Alltag aus und in eine andere Welt ein. Das Geschichtenerzählen eröffnet einem dabei praktisch grenzlose Alternativen. Im Rahmen der eigenen Beschränktheiten, versteht sich. Und das ist alles in allem schon ganz geil.

Was macht für Sie einen guten Autor aus?

Der Wunsch, ein besserer Autor werden zu wollen.

Was würden Sie machen, wenn Sie ein bisschen freie Zeit geschenkt bekommen würden? (Das heißt, wenn die Zeit einfach ein Weilchen stehen bleiben würde und Sie bestimmen könnten, wann sie wieder weiter läuft.)

Gedankenexperimente dieser Art stürzen einen in die völlige Verzweiflung. Außer man behauptet stur, man würde nichts anderes tun als sonst auch.

Das Schulhausroman-Projekt

(2014)

über Schreibwerkstätten an Schulen

Januar 2014: Für das Literaturhaus Hamburg war der Autor Schreibcoach an einer Stadtteilschule in Hamburg-Wilhelmsburg. Im Rahmen des Schulhausroman-Projekts war seine Aufgabe dort während mehrerer Besuche eine Geschichte zu schreiben. Thomas André stellte dazu per E-Mail für einen Bericht im Hamburger Abendblatt Fragen.

Wie lautete die Aufgabenstellung?

Klasse schreibt Roman. Autor leitet sie dazu an. Dafür sind sechs Doppelstunden Zeit. Soweit die Kurzfassung des Auftrags an mich. Wie ich den umsetze, das konnte ich frei entscheiden.

Wie lief das erste Gespräch mit der Deutschlehrerin?

Sie hatte gleich die ganze Klasse dabei. Ich habe herausgefunden, dass Horrorfilme hoch im Kurs stehen bei den SuS. Eine wichtige Abkürzung, die ich auch schnell gelernt habe. Lehrerdeutsch für Schülerinnen und Schüler.

Welche Schulkasse in Wilhelmsburg war das? Wie alt sind die KIDZ?

Die sind auf jeden Fall alt genug, um sich langsam ein Rätsel zu werden und sich selbst herrlich im Weg zu stehen. Neunte Klasse. So um die 15. Tolles Alter. Hochpubertät. Man sieht noch die letzten Züge von Kindlichkeit in den Gesichtern. Und alle sind eifrig dabei, sich als Erwachsene zu erfinden. Mit den Sprüchen, die immer etwas zu laut sind. Mit Gesten, die gerne auch mal missraten. Mit jeder Menge Energie – vor allem für alles, was nichts mit Schule zu tun hat.

Wie sah das Konzept für die Umsetzung aus?

Meine Idee war, die Klasse bei der Horrorfilmleidenschaft abzuholen. Also haben wir damit begonnen, uns darüber zu unterhalten, was denn Tiere sind, vor denen wir uns fürchten. Ich hatte eigentlich die Vorstellung, dass man über die Schiene in die Rolle seines schlimmsten Feindes schlüpfen

könnte. Und das war mein Anliegen: Die SuS sollten die Chance haben, sich beim Schreiben als jemand anders neu zu erfinden. Ich dachte, das sollte sie interessieren.

Wie viel Fantasie kann man bei den Schülern voraussetzen?

Die gehört ja zur menschlichen Grundausstattung. Die haben alle. Wir sind alles fantasiebegabte Wesen.

Wie viel Lese-Erfahrung?

Wichtig für das Schreiben und Erzählen ist, dass man Geschichten kennt. Und mit 15 kennt man reichlich davon. Die SuS sind aber eher keine Leseratten, daraus machen sie auch keinen Hehl. Die Konzentration für Bücher haben die in der Regel nicht. Wohl auch nie gehabt. Die Geschichten kommen woandersher. Fernsehen. Internet. Sportplatz. Schulhof.

Wie viel Schreiblust?

Darüber habe ich viel nachgedacht. Bei einem meiner Besuche saß ich während einer Gruppenarbeit neben einem Jungen, der zum Protokollanten ernannt worden war. Der schrieb nicht, der malte Buchstaben. Man sah: Das war eine physische Anstrengung für den. Er hat die aber auf sich genommen. Ein andermal saßen wir im Computerraum. Und auch da habe ich gestaunt: Einige Schüler können wirklich fix tippen. Aber der Weg von einer Idee bis zum formulierten Text ist für die allermeisten trotzdem gigantisch weit. So oder so. Und nur für wenige ist dieser Weg eine Lust. Auch weil sich Erfolge beim Aufschreiben von Geschichten immer unheimlich langsam einstellen. Selbst wenn man es geübt darin ist.

Gibt es Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen?

Die Jungs hatten ruckzuck Pläne zu einem Mafiaepos. Am Ende reichte es aber nur zu ein paar Dialogen, die auf dem Gefängnishof spielen, nebst sehr, sehr rohen Skizzen zur Vita des Gangsterbosses. Die Mädchen hingegen haben kleiner und viel pragmatischer angefangen. Außerdem habe sie ihre Geschichten auch deutlich beharrlicher zu Ende geführt. Was gar nicht ging, war, dass Jungs und Mädchen zusammen an etwas gearbeitet haben. Vielleicht das Alter?

Das Klischee besagt, dass Handy, Facebook, Glotze und Playstation den Alltag der Jugendlichen bestimmen. Ist das wirklich eine ganz andere Generation, auch was die Mediennutzung angeht, als Ihre?

Es gibt vielleicht die allgemeine Tendenz, dass das Verlangen nach Unterhaltung und Zerstreuung alle Lebensbereiche immer stärker durchdringt. Was zu einer stark verinnerlichten Konsumentenhaltung führt, auch im Unterricht. Vorne muss laufend was passieren, sonst ist man schnell abgelenkt.

Aber im Großen und Ganzen wirkte der Schulalltag auf mich doch im Vergleich zu meiner Jugend gespenstisch unverändert. Körpersprache. Sitzordnung. Gruppendynamiken. Alles wie früher.

Bis hin zur Rollenverteilung. Hier das selbstverliebte Großmaul, da der geduckte Außenseiter, dort das verhuschte Aschenputtel und so weiter. Die haben im Groben die gleichen Probleme wie zu meiner Zeit, würde ich behaupten.

Auch wenn ich inzwischen fast 30 Jahre kein Neuntklässler mehr bin, auch wenn die Fernsehbildschirme in den Wohnzimmern heutzutage flacher sind, Telefone keine Wählscheiben mehr haben und die Spiele, die man auf Spielkonsolen spielen kann, um einiges spektakulärer sein dürften – im Klassenzimmer selbst sitzen nach wie vor Menschen zusammen, die mit anderen Menschen klarkommen müssen.

Der technische Fortschritt fällt übrigens auch in den Geschichten nicht groß ins Gewicht. Die spielen nicht im Internet. Sondern in Kellern und Parks, in exotischer Ferne oder in postapokalyptischen Städten.

Und wie war der Projekt-Verlauf?

Faszinierend. Die Klasse hat sich nie auf eine einzige Idee einigen können. Was mir im Nachhinein völlig einleuchtet: Gute Geschichten leben von der Persönlichkeit des Urhebers. Eine Schulklasse ist aber eine Ansammlung von sehr vielen Persönlichkeiten.

Und als wir dann nach den ersten Stunden gesichtet haben, was an Anfängen und Ansätzen so vorlag, stach zwar eine Geschichte heraus, aber es zeigte sich dann schnell, dass man nicht so einfach ein Gemeinschaftswerk daraus machen kann. Denn nachdem die Handlung in Gruppenarbeit weiterentwickelt worden war, passierte nichts. Null. Wir hatten Aufgaben verteilt und von Woche zu Woche bekam ich eigentlich immer vor der nächsten Stunde die neuen Texte zugeschickt, aber dieses Mal: Schweigen aus Wilhelmsburg.

Die konnten oder wollten eine fremde Geschichte einfach nicht weiterschreiben. Und die ursprüngliche Autorin hat durch die fremden Eingriffe auch die Lust an der Sache verloren. Ich habe dann aus der Not eine Tugend gemacht und alle halbwegs brauchbaren Anfänge in kleineren

Gruppen weiterentwickeln lassen. Das ging einigermaßen. So ist am Ende eine Art Episodenroman entstanden, ein Geflecht aus mehreren Geschichten mit dem Titel „Vier Mal Henry“.

Für einen professionellen Autor muss es in diesem Setting skurrile Momente geben. Wie ist es Ihnen beim Verfassen des "Schulhausromans" ergangen?

Ich könnte jetzt meine Lieblingspappnasen in die Pfanne hauen. Die mit der großen Klappe, die sich zum Schreiben dann einen Kumpel als so eine Art Sekretär gewählt haben, weil sie selbst nichts hinbekommen hätten. Gruppenarbeit, hieß das dann. Aber wirklich umwerfend war etwas ganz Anderes. Und zwar, wie groß die Sehnsucht nach dem guten alten Märchenstrickmuster in den Köpfen verankert ist. Trotz der Leidenschaft für Horrorfilme. Und so weiter.

Noch nach meinem letzten Besuch habe ich E-Mails bekommen mit neuem Text, weil den Schülern das unheimlich wichtig war: Das Happy End musste rein. Auch an Stellen, an denen ich sehr gut und oft sehr viel besser mit einem offenen Schluss hätte leben können. Sogar der Gangsterboss musste noch in aus dem Gefängnis ausbrechen und Asyl bei einem Diktator finden.

Wie lautet Ihr Fazit nach einem Halbjahr Wilhelmsburg?

Wie immer, wenn ich unterrichte, hatte ich am Ende das Gefühl: Am meisten habe ich selbst gelernt. Ich würde behaupten: Wer etwas über das Handwerk des Schreibens erfahren will, sollte mindestens einmal das Glück haben, in eine Klasse geschubst zu werden. Weil man in dieser Situation in der Pflicht ist. Man kann ja nur das halbwegs einleuchtend erklären und vermitteln und bewerten, was man auch selbst verstanden hat. Und man kann auch nur dafür begeistern, wovon man selbst begeistert ist. Schule ist in dieser Hinsicht die beste Schule. Und vielleicht die härteste. Denn dort ist einem selbstredend nicht klar, wozu das Schreiben und Erzählen gut sein soll. Man merkt nur, es kostet unheimlich viel Zeit und Mühe.

Sind Anfängerfehler denn verkehrt?

(2015)

über den Literaturbetrieb und das Handwerk

Im Februar 2015 kam eine Mail von Dr. Marcel Gröls, Autor des Literaturportals „Fabelhafte Bücher“: „... zu den meistbesuchten Artikeln auf unserer Website gehören Interviews mit Schriftstellern und anderen Vertretern der Buchbranche. Wir planen deshalb nun eine neue Interviewreihe, in der wir interessante Vertreter der schreibenden Zunft zu ihren Schreibgewohnheiten und aktuellen Projekten befragen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie uns die beiliegenden Fragen beantworten und zurücksenden möchten.“

Jedes Jahr buhlen im deutschsprachigen Raum weit mehr als 100.000 Bücher in Neuauflage um die Aufmerksamkeit der Leser. Die „Konkurrenz“ ist also gewaltig. Denken Sie über sowas nach, wenn Sie ein neues Buch in Angriff nehmen?

Es leben ein paar Milliarden Menschen auf diesem Planeten. Ich gehe trotzdem noch immer vor die Tür. Man weiß ja nie, was so passiert.

Bestsellerlisten wie beispielsweise die Spiegel-Bestseller-Liste waren immer schon heiß umstritten und doch orientieren sich nun mal viele Menschen an den Lesegewohnheiten anderer Leser. Wie stehen Sie zu solchen Bücherrankings?

Als Autor würde ich mich nicht grämen, wenn sich meine Bücher auf einer Bestsellerliste wiederfinden. Für meine Lesegewohnheiten spielen Rankings nicht die geringste Rolle.

Schreibblockaden, Selbstzweifel oder einfach zu viel zu tun: Jeder Autor hat mal Durchhänger. Was ist Ihr Geheimrezept?

Schreibblockaden sind ein Mythos, Selbstzweifel gesund und wer etwas zu erzählen hat, wird dauerhaft kaum davon abzuhalten sein. Im Zweifel helfen bei Durchhängern Schlaf, Sport, vernünftiges Essen.

Ob Indieautor oder Verlagsautor - längst wird erwartet, dass Autoren auf ihre Leser zugehen. Lesungen reichen nicht mehr, der Autor sollte möglichst auch im Internet präsent sein. Wie viel Zeit setzen Sie ungefähr für diese Aktivitäten rund ums Buch ein?

Wer erwartet genau, dass Autoren auf Leser zugehen? Ich erwarte als Leser vor allem, einen anständigen Text serviert zu bekommen. Das Internet wiederum ist eine Spielwiese für sich. Wie Lesungen auch. Und ich mag mich selbst nicht sonderlich, wenn ich den Online-Aktivitäten zu viel Zeit widme. Ab mehr als einer Stunde am Tag wird es im Zweifel kritisch.

Wenn Neulinge Sie nach einem Tipp fragen würden: Auf welches Marketinginstrument setzen Sie in erster Linie?

Sehr altmodisch setze ich in erster Linie aufs Kerngeschäft. Ich bemühe mich Tag für Tag redlich, als Schriftsteller handwerklich Fortschritte zu machen.

Von welchen Schriftstellern sehen Sie sich in Ihrem eigenen Werk beeinflusst? Wer inspiriert Sie?

Vermutlich wird der Einfluss von anderen Schriftstellern überschätzt. Letztlich hilft jeder gelesene Satz dabei, das eigene Programm zu definieren.

Wieso werden von den großen Feuilletons, egal ob Spiegel, FAZ, ZEIT oder sonstigen Granden des Literaturbetriebs, immer nur die üblichen Verdächtigen rezensiert, die ohnehin jeder kennt? Wie könnte es gelingen, Newcomer stärker in den Vordergrund zu rücken?

Die üblichen Verdächtigen haben einiges dafür getan, um ins Rampenlicht zu kommen. Oder es wurde einiges für sie getan. Und sie alle waren mal Newcomer. Mit einem langen und steinigen Weg, der vor ihnen lag.

Nach Ihren Erfahrungen – welche Anfängerfehler würden Sie im Nachhinein vermeiden – was können Sie Neulingen empfehlen, die sich mit dem Gedanken tragen, ein Buch zu schreiben?

Sind Anfängerfehler denn verkehrt? Ich kann nur wärmstens empfehlen, sich an Dingen abzuarbeiten, die einen auch wirklich beschäftigen. Eine gute Geschichte ist eine, die am Ende immer nur von einem einzigen Menschen auf diese Art erzählt werden konnte.

Viele Schriftsteller tun sich beim Schreiben von Sex-Szenen ziemlich schwer. Gibt es Themen oder Situationen, bei deren Beschreibung Sie sich schwer tun?

Sobald man sich mit dem Schreiben einer Szene leichttut, sollten die Alarmglocken schrillen.

Als heikel gelten auch politische Zuschreibungen, etwa Islamkritik oder Kritik an jüdischer Siedlungspolitik um nur zwei Beispiele zu nennen. Wie gehen Sie mit dem Thema um und welchen Umgang erwarten Sie sich von Autoren insgesamt zu dem Thema?

Ich bin kein Journalist. Ich bin kein Politiker. Ich bin Geschichtenerzähler. Mein Material sollte möglichst aus erster Hand stammen. Prima, wenn Autoren einen persönlichen Bezug zu nachrichtenrelevanten Geschehnissen haben. Oder vielleicht sogar über exklusives Wissen verfügen, das mir die Zeitgeschichte verständlicher macht. Was mich aber in der Regel nicht die Bohne interessiert, sind halbgare Meinungsbekundungen. Manchmal wäre es deshalb sicher ganz schön, wenn Autoren sich genau damit zurückhalten würden.

Wenn Sie schreiben – wie strukturieren Sie Ihren Tag? Schreiben Sie, wenn Sie gerade in Stimmung sind? Oder haben Sie sich feste Zeiten reserviert?

An Stimmung mangelt es eher selten. Ohne feste Zeiten geht es nicht. Lange Jahre habe ich einen Kontojob gehabt und mich immer frühmorgens zwei Stunden an den Schreibtisch gesetzt, bevor es zur Arbeit ging. In den Sonnenaufgang zu schreiben ist etwas sehr Schönes.

Bitte verraten Sie uns etwas über Ihr aktuelles Projekt. Wovon soll Ihr nächstes Buch handeln, was können Sie schon verraten?

Mich beschäftigt seit einigen Jahren das Thema Erwachsenwerden. So sind zuletzt die Romane „Es war einmal Indianerland“ und „Stadtrandritter“ entstanden, die völlig unabhängig voneinander gelesen werden können und doch die ersten beiden Teile einer Liebe-Glaube-Hoffnung-Trilogie sind. Dann habe ich noch so etwas wie einen zweieinhalbten Teil

dazwischengeschummelt – mit dem Titel „Mogel“. Und im Augenblick sitze ich an dem Abschluss dieses Projekts. „Zeit für Astronauten“ erscheint im Frühjahr 2016 bei Rowohlt. Eine echte Rakete, versteht sich.

Zu Schluss noch eine kleine Bitte in eigener Sache: Für den im Hanser-Verlag erschienenen „Doktor Gröls‘ Almanach der Literatur“ habe ich allerhand Kuriositäten von Autoren, Verlagen und Lesern gesammelt. Wenn Sie an Ihr eigenes Autorendasein denken: Gibt es eine nette Anekdote, die ich verwenden darf? Sei es bei Lesungen, im Schreiballtag oder irgendwie sonst im Kontext des literarischen Schaffens!

Im Herbst 2011 war ich mit dem Roman „Es war einmal Indianerland“ für den Oldenburger Kinder- und Jugendbuchpreis nominiert. Zur Preisverleihung waren alle vier Finalisten eingeladen. Strenggeheimer Juryentscheid. Niemand wusste Bescheid. Bis zur Zeremonie am Abend zog sich der Tag also wie ein Kaugummi. Und während ich in Oldenburg durch die Straßen irrte, kam dann ein Anruf. Das Hamburger Abendblatt gratulierte mir zum Preis, der erst zwei Stunden später verliehen werden sollte. Die Pressemitteilung der Stadt Oldenburg war offenbar bereits an alle Redaktionen rausgegangen. Bis das Ergebnis dann wirklich offiziell bestätigt war, habe ich dann erst recht gelitten. Der Gedanke, dass alles ein Irrtum sein könnte, war mindestens so schlimm wie die Ungewissheit zuvor. Zum Glück letztlich eine unbegründete Sorge.

Jedes Buch hat seine eigene Geschichte

(2015)

über Buchwidmungen

Im März 2015 kam eine Mail von Dilek Özyildirim: „... ich bin eine Redakteurin von jetzt.de, dem Jugendmagazin der Süddeutschen Zeitung. Ein Kollege und ich erstellen einen Artikel über Widmungen junger, deutschsprachiger Autoren und haben hierbei Ihren Roman ‚Es war einmal Indianerland‘ entdeckt. Wäre es möglich, im Rahmen unserer Reihe ein Interview mit Ihnen führen zu können und Ihnen ein paar wenige Fragen über Ihre Gedanken zu Ihrer Widmung zu stellen?“ So entstand dieser Text.

Ihre Widmung ist an Ihre Schwester Wiebke gerichtet. Weshalb?

Lustigerweise hat mich meine Schwester das auch gefragt. Dabei liegt es für mich auf der Hand – und ich dachte, für sie auch. Wir sind am Stadtrand von Hamburg großgeworden. In Jenfeld. Plattenbausiedlung. Die Umgebung ähnelt stark dem Setting des Romans. Der Held von Indianerland ist ein talentierter Boxer, und der Sport bietet ihm eine Perspektive auf ein Leben mit deutlich mehr Möglichkeiten, als den meisten Menschen um ihn herum vergönnt sein dürfte. Dafür kämpft er hart, buchstäblich. Und das hat Wiebke auch. So mit dreizehn fing sie an, Querflöte zu spielen. Ihr Fleiß und ihre Hartnäckigkeit waren wirklich imponierend: Sie hat die Schule gewechselt, hat bei einer Professorin an der Hochschule vorgespielt. Sie wollte vorankommen: Stundenlang hat sie Intervalle und Tonleitern geübt. Blick auf die Hochhäuser ringsum. Ich, der drei Jahre ältere Bruder, lag im Zimmer nebenan oft auf dem Bett und habe mich gefragt, was sie wohl antreibt. (Intervallübungen und Tonleitern können einem übrigens mächtig auf den Keks gehen.)

Wie hat sie auf die Widmung reagiert?

Mit einem Anruf. Sie war ehrlich gerührt.

Haben Sie lange darüber nachgedacht, wem Sie das Buch widmen?

Nein, das war eine schnelle Entscheidung.

Wann haben Sie sich entschieden, wem Sie widmen? Am Ende? Oder stand es schon immer fest?

Während des Schreibens. Die Widmung schreibe ich aber trotzdem immer erst ganz zum Schluss vor den Text. Meist erst in den Fahnen.

Würden Sie das nächste Buch wieder Ihrer Schwester widmen?

Jedes Buch hat seine eigene Geschichte – im doppelten Sinne. Den nächsten Roman habe ich meinen Eltern gewidmet. Und den neuesten meiner Frau.

Hatten Sie mal Sorge, dass jemand traurig ist, weil Sie ihm/ihr das Buch nicht gewidmet haben?

Darüber habe ich bisher nie nachgedacht. Im Herzen widmet man all seine Bücher ja immer den Menschen, die einem viel bedeuten. Das wissen die auch. Und denen sollte es deshalb egal sein, ob sie nun im Buch explizit erwähnt werden. Oder nicht.

Wie lange haben Sie über die Formulierung nachgedacht? Warum haben Sie diese ausgesucht?

Da gab es im Grunde nicht sehr viel nachzudenken: Ich habe ja nun die denkbar schlichteste und einfachste Variante gewählt. Wahrscheinlich eine Typsache. Finde ich einfach am besten so. Ist ja im Grunde wie eine kleine Geheimbotschaft an nur einen einzigen Leser. Und weil man davon ausgeht, dass er die versteht, braucht es da nicht viel.

Finden Sie eine Widmung generell wichtig, gehört sie zwingend in ein Buch? Was bedeutet sie Ihnen?

Natürlich kommt ein Buch ohne Widmung klar in der Welt. Aber vielleicht bedeutet ja auch eine Leerstelle etwas? Es gibt jedenfalls eine Menge merkwürdiger und pathetischer Widmungen. Als Leser widme ich mich Widmungen allerdings meist nicht lange, überlese die sogar in der Regl. Im schlimmsten Fall sorgen sie dafür, dass man schon vor dem eigentlichen

Text gegen den Text eingenommen ist. Weil man sich fremdschämt, wenn zum Beispiel ein bescheuerter Kosenamen fällt. Oder so.

Haben Sie eine Lieblingswidmung, die vielleicht sogar Vorbild war?

Zuletzt ist mir eine Widmung bei George Saunders aufgefallen, die ich mochte. "Für Paula, wieder, und immer" hieß die. Auch nicht ohne Pathos. Aber mit ein wenig Raffinesse. Für meinen Roman „Mogel“ habe ich Teile davon geborgt.

Hat Ihnen schon mal jemand etwas gewidmet?

Ich glaube nicht. Und wenn ich darüber nachdenke: Man muss ja auch damit umgehen können. Ich weiß gar nicht, ob ich das gut könnte.

Beim Schreiben ist man ja sowieso immer woanders

(2016)

über den Schreibprozess

Februar 2016: Judith Heck macht ihr Referendariat an der Ludwig-Erhard-Schule, Neuwied. Die Fragen zu ihrem Interview stellt sie per Mail für die Schülerzeitung „Lesson“.

Wie und wo schreibst du deine Bücher?

Ich habe inzwischen eine umgebaute Garage, in der ich meistens arbeite. Mit großem Fenster, wo früher das Tor war. Wirklich toll, wirklich ruhig. Im Grunde ist der Ort aber fast egal. Weil beim Schreiben ist man die meiste Zeit ja sowieso wirklich woanders, im eigenen Kopf.

Man kann vielleicht auch deshalb über den Alltag des Schriftstellers kaum etwas Aufregendes berichten. Stuhl Tisch Rechner: Das war's an nötiger Ausstattung. Und die meiste Zeit passiert fast gar nichts. Man tippt mal ein bisschen, dann wieder löscht man ganz viel Getipptes. Und ich lese mir beim Schreiben die entstandenen Passagen immer und immer wieder selbst laut vor. Bis ich das Gefühl habe, in meiner Birne läuft der Film so ab, wie ich mir das wünsche.

Gibt es Rituale, die du befolgst? Brauchst du absolute Ruhe?

Ruhe ist immer gut, weil Schreiben eine große Konzentrationsleistung bedeutet. Und was mir noch einfällt: Bei meinem letzten Roman habe ich mir vor dem Schreiben Bilder an die Wand gehängt. Von Personen, die mich an meine Figuren erinnern sollten. Von Schauplätzen, die ich als Modell vor Augen hatte. Diese Bilder kann man dann prima anstarren. Ich starre leider unheimlich viel: Das Aufschreiben der ersten Version ist für mich wirklich die grässlichste Phase der Arbeit.

Welche drei Tipps würdest du jemandem geben, der mit dem Gedanken spielt, Schriftsteller zu werden?

1. Lesen.

Literatur vor allem. Und bei den Texten, die einem wirklich gefallen, sollte man genau hingucken, wie die gemacht sind. Sich also für das Geschichtenerzählen begeistern, für das Handwerk, und dabei einen eigenen Geschmack entwickeln.

2. Schreiben.

Kling bescheuert, aber gerade mir fiel dieser Teil der Arbeit über Jahre besonders schwer. Man muss sich quälen können, sich hinsetzen und ausprobieren, am besten täglich. Sich gerne dabei an den eigenen Lieblingsschriftstellern orientieren. So fangen alle an.

3. Streiten.

Man wird die Leute finden, die so ähnlich ticken, wie man selbst, und mit denen das geht. Die in einer ähnlichen Situation sind. Man kann mit denen auch über die ganzen unschönen Seiten des Berufs sprechen, über das Finanzielle und das Netzwerken und so weiter. Aber wenn man wirklich klug ist, spricht man mit den Mitstreitern so oft es geht über das Handwerk. Ziemlich langweilige und ausgelutschte Tipps, vermutlich. Man könnte sie auch ersetzen durch: 1. Arbeiten, 2. Arbeiten, 3. Arbeiten. Oder man könnte empfehlen, eine Leidenschaft für das Geschäftliche zu entwickeln, weil ein Künstler auch immer Unternehmer sein muss. Aber der Punkt ist: Jemand, der es als Schriftsteller wirklich schaffen will, der wird es schaffen. Ganz ohne Tipps. Und allen anderen hilft sowieso kein Tipp der Welt weiter. Schreiben ist viel mehr eine Haltung als ein Beruf.

Schreiben wollte ich immer

(2016)

über das Reisen, Lebensträume und das Schreiben

April 2016: Vor einer Lesung in der Stadtbücherei Gadebusch in Mecklenburg-Vorpommern, wo „Zeit für Astronauten“ vorgestellt werden sollte, schickte die Gadebusch-Rehnaer Zeitung ihren Autor Michael Schmidt mit Fragen vorbei.

Herr Mohl, „Zeit für Astronauten“ heißt Ihr Buch, das heute offiziell erscheint. Da stellt sich die Frage: Wohin würden Sie gerne fliegen?

Mein großer Lebenstraum ist, einmal die Pyramiden zu sehen, was gar nicht so unrealistisch ist, was ich bislang aber noch nicht geschafft habe.

Wohl jeder Jugendliche fragt sich, wie seine Zukunft aussehen mag. Welche Empfehlung können Sie Teenies mit auf den Weg geben?

Ich glaube, wenn man etwas hat, was einen ausfüllt und glücklich macht, dann sollte man versuchen, seinen Traum zu realisieren. Auch wenn es manchmal ein steiniger Weg ist. Für mich war zum Beispiel meine große Schwester ein Vorbild. Sie hat sehr früh eine Leidenschaft für die Querflöte entwickelt. Da war sie 12 oder 13 und hatte eine Menge Widerstände überwinden müssen, um ihren Traum vom Musikstudium wahr werden zu lassen. Dass sie es schaffte, hat mich sehr beeindruckt. Zumal wir beide in einer Gegend groß geworden sind, wo Musik, Kultur und Kunst nicht übermäßig gefördert wurden.

Sie sind Vater eines Sohnes und zweier Töchter. Welchen Rat haben Sie für Eltern parat, wenn deren pubertierenden Kindern zum ersten Mal das Herz gebrochen wird?

Wir wissen wohl alle, dass Eltern in solch einem Moment sehr hilflos sind und sie den Kindern den Schmerz nicht nehmen können. Umso wichtiger ist es, dass den Kindern schon lange vorher das Gefühl vermittelt wurde, dass sie etwas wert und etwas Besonderes sind. Vielleicht ist es aber auch

nicht verkehrt, solch eine Erfahrung zu machen. Einmal müssen sie da wohl durch, aber sie dürfen daran natürlich nicht kaputt gehen.

Eine 13-jährige Leserin unserer Zeitung mochte wissen, wie entscheidet man sich, ob man nur ein Buch oder gleich eine ganze Serie schreibt?

Als ich auf dem halben Weg durch meinen ersten Roman war, hatte ich festgestellt, dass ich viel mehr zu erzählen hatte und dass das Schreiben auch mehr mit mir machte, als ich es vorher für möglich gehalten habe. Ich merkte, dass es ein großes Glück war, über das Erwachsenwerden zu berichten. Und da der erste Roman von der Liebe handelte, entstand die Idee für eine Liebe-Glaube-Hoffnung-Trilogie. Außerdem ist es immer wieder ein Abschied von den Figuren, mit denen man sich beschäftigte und von der Welt, in der man sich aufgehalten hat.

„Tendenziell immer dafür“, das ist über Sie zu lesen. Heißt das, dass es sich nicht lohnt, gegen den Strom zu schwimmen?

Aber mit „Tendenziell immer dafür“ schwimmt man, glaube ich, genau gegen den Strom. Denn es ist immer wahnsinnig einfach, gegen etwas zu sein. Für etwas zu sein, ist hingegen deutlich anstrengender.

Sie haben studiert, arbeiteten im Baugewerbe, Einzelhandel, in der Logistikbranche, waren Dozent und in der Reklamewirtschaft tätig. Wie kamen Sie zum Schreiben?

Das war ein romantischer Jugendtraum, der nicht aufhörte. Während der Zeit des Heranwachsens und des Studiums habe ich nichts gefunden, was mich so sehr interessiert hätte wie die Literatur. Alle Tätigkeiten, die ich hatte, waren immer nur Mittel zum Zweck, um durchzukommen und vielleicht auch ein wenig Erfahrung zu sammeln, die man braucht. Letztlich waren es mehr oder weniger Gelegenheitslösungen vor dem Hintergrund, dass ich schreiben möchte. Schreiben wollte ich immer.

Wer sind Ihre größten Kritiker, Ihre Kinder, die einen preisgekrönten Autoren zum Papa haben und der womöglich Persönliches von ihnen preisgibt, oder Ihre Lektorin?

Ich hoffe, der bin ich selbst. Denn es ist das Wichtigste, möglichst kritisch mit seinen eigenen Schreiben umzugehen, da die Tendenz da ist, jeden Gedanken von sich selbst als sehr wertvoll zu erachten. Das Erste, was jeder Schriftsteller also lernen muss, ist sein härtester Kritiker zu sein. Denn die

Anderen haben nicht die Zeit und Kapazität, sich intensiv damit auseinander zu setzen.

Ich persönlich habe das Glück zwei, drei Freunde zu besitzen, die in ähnlichen Bereichen arbeiten. Ihnen kann ich guten Gewissens alles geben, und ich weiß, dass ich von ihnen eine ehrliche Meinung zurückbekomme. Bisher habe ich über meine Kinder noch nichts geschrieben und das wird wohl auch so bleiben. Seine Nächsten sollte man nicht ausnutzen, sondern schützen.

Zum Abschluss die Gretchen-Frage: Wie treu sind Sie, bringen Sie es über das Herz, Ihren geliebten Campingwagen von der Nordsee-Insel Amrum auf eine Ostsee-Insel zu befördern. MV genießt schließlich den Ruf, das Land zum Leben zu sein.

Der Wagen ist leider nicht mehr zu bewegen. Er steckt auf Amrum in den Dünen fest, insofern komme ich jetzt in keine Verlegenheit. Insgesamt bin ich aber ein Nordlicht und mag auch die Ostsee. Ein Ort, den ich zum Beispiel liebe, ist die Kurische Nehrung. Tolle Erinnerungen habe ich auch an Rügen, als ich einmal zu Silvester an der Nordspitze dieser Insel war. Auch das Fischland ist wunderschön. Ich hätte also kein Problem damit, wenn ich einen beweglichen Wohnwagen hätte, ihn auch an die Ostsee zu stellen.

Was hält die zarte Dichterseele aus?

(2016)

über Defoe'sche Momente u.v.m.

April 2016: Zur Bewerbung um ein Hausacher LeseLenz-Stipendium gehört es auch im zweiten Anlauf, einen literarischen Fragebogen auszufüllen. Für die 20 Antworten versucht man sich dann an der kniffligen Aufgabe, einen neuen Dreh zu finden.

Welche literarische Figur hätten Sie gerne erfunden?

Robinson Crusoe.

Von welchem Kritiker würden Sie am liebsten verrissen werden?

Was hält die zarte Dichterseele aus? Mal abgesehen davon, dass anspruchsvolle Literaturkritik öffentlich ja mehr und mehr zur Berichterstattung über das Lektüreerlebnis mutiert, und sich mir deshalb auch kein Name aufdrängt, sind mir alle Verrisse willkommen. Sollen die Kannibalen sich ruhig auf einen stürzen. Richtig schlimm ist für einen Autor sowieso nur, gar nicht wahrgenommen zu werden. (Vergessen auf der einsamen Insel.)

Welches Werk würden Sie als Ihre Schokoladenseite bezeichnen?

Abseits meiner Geschichten besitze ich noch so etwas wie die Autorschaft an einem Fahrradschuppen. Ein Bausatz, der erstaunlich windschief Gestalt angenommen hat. Ich kann mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass dieses Werkstück in keinem Nachruf gewürdigt werden wird. Was den Rest angeht, bin ich überfragt.

Empfinden Sie Zufriedenheit als etwas Verstörendes?

Protestantische Herkunft. Was will man machen? Kein klares Nein.

Wann ist Ihnen die Nacht am sympathischsten?

Ein Erlebnis aus dem letzten August fällt mir da ein – als ein elfjähriger Junge seine erste Nacht unter freiem Himmel neben mir verbrachte. In den Dünen eines kleinen Eilands. Das Rascheln der Schlafsäcke. Das Rauschen des Meeres in der Ferne. Über uns Sternschnuppenschauer. Dann der regelmäßiger Atem meines Begleiters. Und am Ende, nach ein paar Stunden, beim Aufwachen die ersten Farbstreifen am Horizont. Im Rückblick denke ich, wie wirklich extrem sympathisch das war: Diese höflichen Gesten der Nacht, dem Licht eine derartige Bühne zu bieten. (Defoe'sche Momente I: Die Begegnung mit dem Elementaren.)

Wo lesen Sie am liebsten?

Wo man mich entscheiden lässt, wann Schluss ist. (Hängematte optional, aber liegende Position bevorzugt.)

Welche Sprache regt Ihre Phantasie an?

Abdriften kann ich phänomenal, wenn die Sprache spröde ist wie Kokosnusshaar. Das ist mir wiederholt aufgefallen. Auch ausgelutschte Verwicklungen in Erzählungen sind ein fantastischer Aufmerksamkeitsdefizitbeschleuniger.

Welchem Buchstaben können Sie nicht verzeihen und warum?

Konsonanten würde ich an dieser Stelle gerne in Schutz nehmen wollen. Allein kriegen die ja nichts so richtig hin.

Welche Landschaft inspiriert Sie am meisten?

Vor zwei Jahren war ich noch der Meinung, meine innere. Und immerhin: Sie ist seither noch um einige erstaunliche Höhen und Tiefen gewachsen. (Defoe'sche Momente II: Der stete Ausbau der scheinbar begrenzten Welt.)

Welche Farbe würden Sie gerne mit Rot mischen und weshalb?

Ich habe schon einmal versucht, die Frage originell zu beantworten – und kam nicht weit. Dabei scheint mir Durchmischung in vielen Lebensbereichen nur hilfreich. Ich mag auch Rot. Vielleicht brauche ich irgendwann noch einen weiteren Anlauf?

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu „Grünem Tee“ definieren?

Als ungebrochen gut, obwohl es mit der Zeit ja auch immer etwas abkühlt.

Welches geliehene Buch haben Sie nicht zurückgegeben?

Ich mache das als Autor schamloserweise so: Ich berge und borge Nützliches aus dem Rumpf fremder Bücher, ohne dass die Besitzer es merken. Und deshalb können sie es anschließend auch gerne wiederbekommen. (Von Robinson lernen heißt auch Ausschlachten lernen.)

Wo haben Sie das Gefühl, völlig fehl am Platz zu sein?

In Menschenmengen.

Wie würden Sie Ihre Katze nennen?

Im letzten Roman blieb sie namenlos. (Freitag ist natürlich ein Name, der mir für einen Kater sehr gefiele.)

Wann begegnen Sie der Zeit am intensivsten?

Eine launige Antwort wäre vielleicht, wenn meine Lektorin mich auf Erscheinungstermine aufmerksam macht.

Was haben Sie noch nie verstanden?

Hundehaltung in Großstädten, Rosenkohlgerichte und Kautabak stehen ganz weit oben auf der Liste. Und dann beschäftigt mich auch schon lange, warum Robinson Crusoes Rettung in meinen Augen schon immer der enttäuschendste Teil der Geschichte war.

Ist Zufall etwas Tröstliches oder eine Frage der Aufmerksamkeit?

Vielleicht ist Trost eine Aufmerksamkeit, die einem ungefragt zufällt? Damit wäre der Zufall zumindest aus der Antwort getilgt – und schon eine Menge erreicht.

Welchen Gegenstand müssen Sie anfassen, wenn Sie ihn sehen?

Strandgut aller Art ist immer extrem verführerisch. Außerdem spült die Frage gerade ein Gedichtfragment in mein Bewusstsein: „Einen Löffel bei

Hunger, die Flasche Wein im Kummer. / Hat man's in der Hand?“ (Aus: „Ergriffen. Merksätze und -würdigkeiten“, Russel O'Connor, 1971.)

Was haben Sie von Ihren Händen gelernt?

Seit der Jugend aktiver Handballer. Ein Sport mit hohem Risiko, sich die Finger zu stauchen – und da lernt man fix, wie verletzlich schon kleine Kollektive sind.

Wem außer sich selbst würden Sie gerne dieses Stipendium geben?

Vielleicht sollte ich das vor Ort entscheiden?

Das Schreiben hört nie auf

(2016)

über Dienstreisen und die Gegenwart

Juni 2016: Für das Offenburger Tageblatt schickt Claudia Ramsteiner Fragen, um den Leserinnen und Leser im Vorfeld des Literaturfestivals „LeseLenz“ in Hausach, die eingeladenen Autoren vorzustellen.

Was lockt Sie nach Hausach?

Die Literaturbegeisterung dort. Die überträgt sich bis nach Hamburg.

Der Hausacher LeseLenz ist ein Literaturfestival, das...

... ich das erste Mal besuche. Aber die, die davon erzählen, habe tatsächlich einen besonderen Glanz in den Augen.

Social Medias sind für mich ...

ein sehr kleiner Teil meines Berufsalltags. Der Autor Rainald Goetz hält Facebook ja für eine Angeberplattform, also eher für einen Fluch – und John Ralston Saul, der führende Präsident des internationalen PEN, Twitter für einen Segen, um zum Beispiel gegen politische Ungerechtigkeit aufmerksam zu machen. Man bekommt eine Ahnung, wie die Diskussionen kurz nach Einführung des Telefons wohl so gewesen sein müssen.

Bis zu drei Sätze zur europäischen Flüchtlingspolitik ...

Wir Zeitzeugen erleben im Augenblick etwas, das uns auch deshalb überfordern muss, weil es sich nicht auf wenige Sätze reduzieren lässt – und noch über Generationen in Biographien unzähliger Menschen nachwirken wird. Das ist jedenfalls das, was mir als Sohn einer Mutter, die als Kind aus Ostpreußen geflohen ist, dieser Tage oft in den Sinn kommt.

Womit entspannen Sie sich, wenn Sie nicht schreiben?

Der Beruf des Schriftstellers ist ja eine Haltung – und in gewisser Weise hört das Schreiben nie auf. Ich kann mich am besten allerdings mit Sport

ablenken. Ein bisschen bolzen ist toll. Und ich gucke gerne beim Basketball zu. Hamburg hat seit zwei Jahren eine Zweitligamannschaft, die Hamburg Towers. Und ich bin inzwischen Dauerkartenbesitzer.

Während in Hausach gelesen wird, wird in Frankreich gekickt. Interessiert Sie die EM? Mit welcher Mannschaft fiebern Sie mit?

Immer mit den Underdogs. Ich habe auch eine eigenartige Vorliebe für den italienischen Fußball. Aber wenn Deutschland spielt, bin ich natürlich für Deutschland.

Und für den Vorspann bitte noch Ihren derzeitigen Wohnort und das Buch aus dem Sie beim Leselenz vorlesen werden.

Ich komme aus Hamburg-Jenfeld und lese aus "Zeit für Astronauten" – einem Roman über das Erwachsenwerden. Ausgewählt für das Jugendliteratur-Programm, aber für Leser jeden Alters von Interesse, die sich für das Reisen, das Thema "Hoffnung", Tretbootschwäne oder einfach ungewöhnliche Geschichten interessieren. Und für Menschen, die sich in unserer Welt zu behaupten versuchen. Aber darum geht es ja fast immer.

Es hilft, wenn man selbst mal jung war

(2016)

über das Handwerk des Schreibens

August 2016: Für die Rubrik „5 Fragen“ auf seinem Blog schickte der Slam-Poet Fabian Navarro exakt eine Handvoll Fragen per Mail.

Ein Großteil deiner Bücher handelt von Jugendlichen und ihren Problemen. Wie schaffst du es, dich in die Lebenswirklichkeit von jungen Heranwachsenden hineinzusetzen?

Sieht wohl nur so aus, als könnte ich das. Was ich inzwischen womöglich halbwegs beherrsche, ist das Handwerkzeug des Erzählens. Und wenn man seinen Job anständig macht, sollte dann schon der Eindruck einer in sich stimmigen fiktiven Welt entstehen. Bei meinem letzten Roman habe ich zum Beispiel viele, viele Wochen darauf verwendet, Charakterbibeln für die drei jugendlichen Hauptfiguren zusammenzubasteln. Dafür überlege ich mir deren Lebenslauf, dafür mache ich mir so lange Gedanken über deren Persönlichkeit, bis ich sie möglichst genau kenne. Im Zweifel weiß ich dann auch über typische Gesten und Lieblingswitze Bescheid. Ich versetze mich also in Figuren hinein und beschäftige mich mit deren Lebenswirklichkeit. Ich glaube, das ist ein Unterschied. Bei der Arbeit schadet es selbstverständlich nicht, mit offenen Augen durchs Leben zu gehen. Und im Fall von jugendlichen Helden hilft generell, wenn man selbst mal jung war. Es hilft sicher auch, wenn man Menschen mag – und sich nicht nur immer für sich selbst interessiert. Gar nicht leicht, wenn man ehrlich ist.

Was tust du gegen Schreibblockaden?

Schreibblockaden sind ein großer Mythos, habe ich mal behauptet. Manche Menschen macht das allerdings sehr wütend, musste ich feststellen. Deshalb räume ich jetzt ein, dass es Tage geben kann, an denen es einfach nicht läuft. In manchen Situationen möchte man am liebsten den Rechner vom Tisch fegen, um anschließend zur Not eine Karriere als Croupier in New Jersey in Betracht zu ziehen. Oder als Paketfahrer in

Kamtschatka. Je nach Temperament und Gesinnung eben. Man träumt jedenfalls von etwas, das beherrschbarer sein möge als das Schreiben. Aber der Ärger, der dort hochkocht und dann meist auch schnell wieder verpufft, rührt letztlich schlicht von eigener Unzulänglichkeit her. Das weiß ich. Das lasse ich mir auch nicht ausreden. Und wenn mich nicht gerade ein Unglück heimsucht oder die Depression oder mir humorlose Geldeintreiber auf die Pelle rücken, dann weiß ich auch, dass es nun mal Teil der Sache ist, an den eigenen Unzulänglichkeiten arbeiten zu müssen. Straßenblockaden machen mir mehr Angst.

Denkst du in ganzen Sätzen?

Schön wär's.

Wer liest deine Texte als erstes und welche Kritik ist dir am wichtigsten?

Lässt sich nicht vermeiden: Ich lese sie als erstes. Und dabei brüllen mich oft, sehr oft sogar, diese inneren Stimmen an. Ein infernalischer Chor, der sich seinen Text von Freund und Feind geliehen hat: Tu dies nicht, tu lieber das, und du weißt ja, was passiert, wenn du das Wort da, wenn du den Satz, die Szene, am besten das ganze Konstrukt nicht sofort korrigierst umschreibst löscht. Schreiben bedeutet in letzter Konsequenz vor allem: sehr intensives Lesen. Ich ringe also erst einmal wie ein Blöder mit mir selbst, bevor andere ins Spiel kommen. Freunde, meine Lektorin, später Leser. Und so weiter. Diese direkte Kritik von außen wiederum verlangt oft eine direkte Reaktion. Zumindest bilde ich mir das gerne ein. Ich versuche bis heute zu lernen, dass es sich lohnt, stets Zeit zum Nachdenken einzufordern. Niemand beschäftigt sich schließlich so intensiv mit den eigenen Texten wie ich selbst. Und in gewisser Weise hilft mir alles. Vom Kompliment bis zur Beschimpfung. Jede Reaktion schärft die Wahrnehmung auf das eigene Tun. Es fällt mir auf die Art leichter, glaube ich, eine Vorstellung von meinen Positionen zu entwickeln – und die zu schärfen. Richtig schlimm ist ja sowieso nur, um ehrlich zu sein, wenn einem die totale Gleichgültigkeit entgegenschlägt.

Was kommt bei dir zuerst: die Geschichte oder die Figuren?

Keine Figur, keine Geschichte. Was aber nicht heißt, dass es zwingend mit einer Figur losgehen muss. Schauplätze und Ereignisse können auch Ausgangspunkt sein. Manchmal auch ein Titel. Oder ein bestimmtes Genre. Unter einer Geschichte verstehe ich ja sowieso bereits das vollständige Ergebnis des Erzählens. Und das ist mehr als Plot, Sprache, Inhalt. Das ist das Zusammenspiel aller Elemente, die das Erzählen ausmachen. Und

bevor es losgeht, kommt immer erst, um es mal ein bisschen pathetisch aufzuladen, das Leben, die Menschen, die Welt. Die ganzen Fragen, die Neugier, die Verzweiflung, die Einsamkeit. Das wilde Verlangen nach ein wenig Ordnung, nach Struktur und Bedeutung. Auf dass der Lärm im Kopf ein wenig gezähmt werde. Manchmal sogar in ganzen Sätzen.

Wie die Meisterschale in der Bundesliga

(2016)

über den Deutschen Jugendliteraturpreis

Oktober 2016: Im Facebook-Postfach lag diese Nachricht: „Ich bin Ronja, Abiturientin an dem Carl von Ossietzky Gymnasium Berlin Pankow. Meine Freundin Marie und ich wollen unsere Abiturfacharbeit über die Rolle und Funktion des Deutschen Jugendliteraturpreis schreiben. Durch unsere ehrenamtliche Arbeit in der Jugendjury des Preises konnten wir schon einige Informationen sammeln. Uns interessiert jedoch im Besonderen ihre Meinung als Preisträger über den Preis. Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie dazu unseren Fragebogen beantworten würden.“

Kannten Sie den Preis, bevor sie nominiert wurden?

Klar. Ohne genau sagen zu können, woher und wieso. Diffus wahrscheinlich schon seit der Kindheit.

Wofür steht der deutsche Jugendliteraturpreis für Sie?

Was in der Bundesliga die Meisterschale ist, ist in der Jugendliteratur die Momo. Und guckt man sich die Liste der Gewinner der letzten 60 Jahre an, kann man schon sagen: Der Preis steht für einen literarischen Qualitätsanspruch.

War es ein Ziel von Ihnen den Preis zu gewinnen und wenn ja wieso?

Tatsächlich war das so. Teils aus Trotz. Und auch aus Arroganz. Was mit der Vorgeschichte zu tun hat. Mein erster Roman war in einem Kleinverlag erschienen und praktisch völlig untergegangen. Ein Band mit Erzählungen ebenso. Und ich habe wirklich geglaubt, dass es in der Nische Jugendliteratur alles einfacher wäre. Peinlich, aber wahr: Ich habe bei der Abgabe von „Es war einmal Indianerland“ zu meiner Lektorin gesagt, damit gewinnen wir den Preis. Und gedacht habe ich: Das Buch macht mich so scheinbekannt, dass ich als Schriftsteller endlich die Öffentlichkeit

bekomme, die man braucht. Schon allein für das Ego. Man zweifelt ja ständig an sich selbst. Es ist ein Beruf, in dem jede Niederlage schnell persönlichen Kränkung empfunden wird. Wer das Gegenteil behauptet, lügt entweder sehr flüssig – oder hat ein außergewöhnlich sonniges Gemüt.

Inwieweit wurden die Kriterien der Jury für die Nominierung für sie transparent gemacht?

Es gab eine Rede von Susanne Becker, der Juryvorsitzenden, anlässlich der Nominierung. Und die Mitglieder der Jury sind auch bekannt gewesen. Alle diese Menschen sind in der Szene oft über Jahre aktiv. In der Regel sind es Literaturvermittler. Daraus ergibt sich automatisch ja ein ungeschriebener Kriterienkatalog. Es sind Leser. Oft sehr, sehr kluge Leser. Es sind erwachsene Leser mit einer ausgewiesenen Expertise im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur. Nicht selten mit akademischen Karrieren. Es sind aber eben: keine Schriftsteller. Es sind auch nicht die Protagonisten des Literaturbetriebs, die im Feuilleton eine gewichtige Stimme hätten. Daraus ergibt sich eine nicht unerhebliche Besonderheit: Die Jury trifft ihre Entscheidungen, und das ist transparent wie sonst selten, mit klarem Blick auf ein vermeintliches Publikum, und zwar auf ein minderjähriges Publikum. Und mit Blick auf die, die mit diesem Publikum arbeiten.

Was hat sich nach der Preisverleihung in ihrem Leben als Autor/Autorin verändert?

Im ersten Augenblick denkt man natürlich: Es ändert sich nichts. Aber schleichend verändert sich doch alles. Ich habe mein Geld noch als Angestellter in der Reklamewirtschaft verdient, als ich den Preis bekam. Heute, vier Jahre später, habe ich diesen Job vorläufig an den Nagel gehängt. Ich erhalte viel mehr Einladungen zu Lesungen an Schulen. Ich werde außerdem zu Veranstaltungen eingeladenen, bei denen es um den Zustand, die Trends oder um aktuelle Fragen der Kinder- und Jugendliteratur geht. Und man muss sich nichts vormachen: Der Preis wird in den einleitenden Worten der Veranstalter natürlich immer erwähnt. Man bekommt also eine Art neuen Status.

Wenn es eine Veränderung gab, war sie nachhaltig?

Sie war ziemlich nachhaltig. Auch weil ich das forciert habe. Ich habe noch drei weitere Romane geschrieben. Sie alle sind im Jugendbuchprogramm meines Verlags erschienen. Zum Guten und Schlechten: Ich werde als

Jugendbuchautor wahrgenommen. Ich kann aber natürlich auch als Preisträger Verhandlungen mit Veranstaltern und meinem Verlag führen.

Bekamen sie mehr Angebote von Verlagen nach der Nominierung oder der Preisvergabe?

Es gibt bestimmt eine Etikette, die ein Umwerben von Autoren aus anderen Verlagen regelt. Direkt und unverblümt habe ich nie eine Offerte bekommen. Aber klar, man schüttelt schon Hände und trifft Leute, denen angeblich gefällt, was man tut. Aber meine Erfahrung ist: Sobald es ein wenig konkreter wird, helfen alle Preise im Briefkopf auch nicht weiter. Gemeinsam mit einem Freund habe ich zum Beispiel ein Bilderbuch gemacht und herumgeschickt – wollte niemand machen. Besser als jede Auszeichnung sind am Ende ja sowieso beeindruckende Verkaufszahlen.

Wurde ihre Arbeit nachhaltig gefördert? Wie schätzen Sie den Einfluss des Preises auf den Buchmarkt ein?

Es ist immer Luft nach oben. Was die Zusammenarbeit mit dem Verlag angeht: Kleinere Freiheiten hat man, aber keinen Freifahrtschein für alles. Und Schriftsteller haben sowieso andere Vorstellungen von der Arbeit an ihrem Werk als die Menschen, die Programme und Bücher machen. Ich bin aber zum Beispiel sehr glücklich darüber, dass mein Verlag auch meinen ersten Roman nachträglich als Taschenbuch herausgebracht hat. Was den Buchmarkt angeht: Das weiß ich einfach nicht. Ich würde sagen, das kann man pauschal auch gar nicht sagen. In einigen Fällen wirkt der Preis bestimmt als Verkaufsbeschleuniger. Bei „Es war einmal Indianerland“ war das spürbar so. Auch wenn es kein Bestseller geworden ist.

Gibt es etwas, was Sie an der Vergabe des Preises kritisieren? Wie schätzen Sie es ein, dass der Preis international vergeben werden kann?

Zu Punkt eins: Das empfinde ich nicht als meinen Job. Ich habe den Preis ja auch angenommen – und ich kann sagen, ich hatte dabei keinerlei Bauchschmerzen. Zu Punkt zwei: Finde ich einigermaßen unproblematisch. Man stellt sich ja auch auf dem Buchmarkt der internationalen Konkurrenz. Ich weiß natürlich, dass über diese Dinge in der Szene viel diskutiert wird. Vor allem auch unter Autoren. Logischerweise haben Autoren andere Perspektiven auf den Buchmarkt als Literaturvermittler. Und ich kann mir gut vorstellen, dass ein Jugendliteraturpreis nach Vorbild zum Beispiel der Oscarvergabe, wo eine Jury aus Filmschaffenden abstimmt, durchaus interessant wäre. Aber das wäre eben ein anderer Preis. Unter anderen Vorzeichen.

Inwieweit wurden Sie in die Vorbereitung der Vergabe des Preises eingebunden?

Man bekommt ein Ticket für die Veranstaltung. Und dann gibt es den (so würde ich es jetzt mal nennen) „Zombieempfang“ kurz vor der Vergabe. Lauter blasse und nervöse Nominierte treffen sich zu Häppchen und Getränken mit den Ausrichtern und Protagonisten der Veranstaltung. Das rauscht dann mehr so an einem vorbei.

Wie war die Resonanz in der Gesellschaft und in den Medien über Ihr Preisbuch?

Öffentlich passiert im Vergleich zum, sagen wir mal, Deutschen Buchpreis nicht schrecklich viel. Medienresonanz im klassischen Sinne gibt es nicht im großen Stil. Ein Interview mit dem DLF hinterher. Das war's. Andererseits besitzt der Preis in bestimmten Branchenzweigen wiederum eine erstaunlich große Strahlkraft. Eine Menge Deutschlehrer und überhaupt alle, die im Bereich Kinder- und Jugendbuch ihr Auskommen haben, wissen Bescheid.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft des Preises?

Weniger Ghettoisierung. Mehr Publikum. Mehr Publikum eben vor allem außerhalb der eigenen Szene. Ich empfinde es als Schriftsteller durchaus als ein Dilemma, dass dieser Preis im Literaturzirkus als Ganzem praktisch unter dem Radar der Aufmerksamkeit bleibt. Steile These womöglich, aber ich denke, jeder der Siegeltitel im Bereich Jugendbuch, die von deutschsprachigen Autoren waren, hätte in den letzten zehn Jahren auch eine gute Figur auf der Longlist des Deutschen Buchpreises gemacht. Wenn nicht gar auf der Shortlist. Aber nicht einmal Tschick hat das geschafft.

Ein paar Spuren im Schnee

(2017)

über den Abschied als Stadtschreiber von Hausach

Januar 2017: Claudia Ramsteiner vom Offenburger Tageblatt stellte kurz vor der Abfahrt des Autors aus Hausach, wo er drei Monate im Molerhiisle als Aufenthaltsstipendiat verbracht hatte, noch ein paar Fragen.

Was haben Sie für ein Verhältnis zu Bahnhöfen?

Ein lang gewachsenes. Erste Interrail-Tour mit 18, großes Abenteuer damals. So etwas prägt. An Bahnhöfen schmeckt die Luft immer ein bisschen nach Fernweh.

Wie verbringen Sie die Fahrt? Lesen, schreibend, aus dem Fenster schauend?

Mal so, mal so. Zwischendurch wegnicken geht auch immer toll. Der Rhythmus der Schienen – der kriegt mich auf langen Strecken früher oder später.

Was nehmen Sie aus Hausach mit?

Einen ziemlichen Bart. Den längsten meines Lebens. Und die Vorfreude auf den Jubiläums-LeseLenz im Sommer, natürlich. Da komme ich dann ja auch spätestens wieder.

Und was lassen Sie da?

Ein paar Spuren im Schnee auf den Wanderpfaden rund um Hausach. Und ein paar Gewürze für meinen Nachfolger. Kurkuma zum Beispiel.

Nun, wo Ihre Zeit in Hausach um ist: Hat Sie etwas überrascht, das Sie sich so überhaupt nicht vorgestellt hatten?

Ein Geständnis: Von Natur aus zieht es mich ja eher ans Meer. Und bis zu meinem Aufenthalt hier fand ich Wandern eher lästig. Aber in den letzten Wochen bin ich viel den markierten Wegen mit der gelben Raute gefolgt.

Wenn es ziemlich steil die Höhenmeter nach oben geht, gibt es hinterher so einen kleinen Glücksschub. Das rauscht richtig im Kopf.

Gibt es nach drei Monaten Lieblingsorte hier?

Das Molerhiisle, ganz klar. Der Raum und ich mochten uns von der ersten Sekunde an.

Gab es kulinarische Glanzlichter?

Wurstsalat. Schmeckt mir im Schwarzwald besonders gut, warum auch immer. Ansonsten habe ich viel selbst gekocht. Die vegetarische Tomaten-Erdnussbuttersuppe war am leckersten.

Wird unsere Region oder etwas hier Erlebtes möglicherweise in einem der nächsten Bücher auftauchen?

Die nächsten Bücher sind noch nicht geschrieben. Sehr gut möglich. Solche Prozesse steuern sich aber erfahrungsgemäß sowieso eher selbst, ganz unbewusst.

Worauf freuen Sie sich am meisten, wenn Sie nun nach Hamburg zurückkommen?

Auf die Fortsetzung des Lebens, das ich dort bei meiner Abreise vor drei Monaten unterbrochen habe.

Geschichten transportieren immer Weltanschauung

(2017)

über alte Weisheiten, Lesestoff und Buchverfilmungen

Dezember 2017: Eine Schülerin einer Abschlussklasse an der Hans-Brüggemann-Schule in Bordsesholm schickte per Mail sieben Fragen. Sie schrieb dazu: „... im Deutschunterricht beschäftigen wir uns gerade mit sog. Adoleszenzromanen und ich bearbeite in dem Zusammenhang eine umfangreiche Projektaufgabe zu Ihrem Buch ‚Es war einmal Indianerland‘. Deswegen hatte ich mich schon vorbereitet, um Ihnen bei der gestrigen Autorenlesung und Filmvorführung im ‚Savoy‘ in Bordsesholm einige Fragen dazu zu stellen. Leider bin ich seit Montag total erkältet, hatte Migräne, Fieber, Halsschmerzen etc. und war daher 2 Tage lang krankgeschrieben, sodass ich gestern leider nicht vor Ort sein konnte. Nun die Bitte, ob ich Ihre Antworten dennoch bekommen könnte?“

In einem Interview haben Sie einmal eine typische Aussage Ihrer Mutter zitiert „Wer schreibt, der bleibt!“ Sie erklärten, dass die Mutter es eher als Warnung gemeint hat, man solle vorsichtig sein, was man schriftlich festhält. Aber was war dann für Sie der Antrieb, Schriftsteller zu werden bzw. Kurzgeschichten und Romane zu verfassen?

In Warnungen stecken oft ja auch Versprechen. Und ganz, ganz am Anfang meines Werdegangs war auf jeden Fall eine große Portion romantische Träumerei mit im Spiel. Schriftsteller verkörperten für mich in so ziemlich allen Aspekten einen Gegenentwurf zum Alltag der Erwachsenen aus meinem Umfeld. Wie meine Eltern waren das meist Angestellte. Der Job diktierte ihnen die Arbeitszeiten und strafte sie mit Überstunden und verlorener Freizeit. Die Vorgesetzten oder Kollegen machten einem laufend das Leben schwer, die Gehälter ließen keine großen Sprünge zu, im Nacken saß die Angst vor Arbeitslosigkeit und sozialem Abstieg. Das Künstlerdasein stellte ich mir im Gegensatz dazu freier, abenteuerlicher und, sobald der Bestseller dann erst einmal geschrieben wäre, auch lukrativer vor. Vor allem: Es handelte sich eben nicht um einen Job, wo jeder im Zweifel jederzeit ohne große Schwierigkeiten ausgetauscht

werden konnte. Das Schreiben war ein Beruf, das Wort Berufung schien da wirklich mitzuschwingen. Noch dazu gab es keine Standardausbildung für die Schriftstellerei. Man musste das Leben kennen, Menschen studieren, die Sprache beherrschen. Und die Besten der Besten blieben nach ihrem Tod lebendig. In ihren Geschichten. Und im Gedenken der Nachwelt. Das war der Bonus, der winkte. – Kein schlechtes Paket. Für mich als junger Mann klang das ziemlich attraktiv. Aber der Antrieb ändert sich im Laufe der Jahre und ist vermutlich nie so richtig auf den Punkt zu bringen. Weil auf dem Weg so viele Entscheidungen gefällt werden, so viele neue Lebenssituationen entstehen. Vor allem ändert sich der Blick auf einen selbst auch ständig. Wollte ich als Schüler wohl wirklich der Schriftsteller werden, der ich heute bin? Schwer zu sagen. Rückblickend steht nur fest: Ich hatte Null Ahnung, was das bedeutet. Und das hat niemand im Voraus, fürchte ich. Kein Mensch, der nicht darüber staunt, wie anders der Berufsalltag doch ist als vorgestellt. Kein Pilot, kein Kellner, kein Pastor, kein Wasweißich. – Und bedeutet mir heute die Nachwelt noch viel? Nö. Eher nicht. Vielleicht wäre die Frage der Fragen deshalb, warum der Antrieb, Schriftsteller zu sein, bei mir eigentlich nie nachgelassen hat. Meine Vermutung: Am Ende kann man nicht aus seiner Haut. Was immer das jetzt genau bedeutet ... Plus: Das Erzählen hört nie auf. Im Kopf formen sich in einer Tour Geschichten. Beim Erinnern, beim Träumen, beim Tagträumen. Das wird einfach nicht langweilig. Das bleibt andererseits immer rätselhaft. Ich glaube, das war und ist von Anfang an ziemlich wichtig für mich gewesen: Mehr darüber zu erfahren, was es mit dem Lärm im Kopf so auf sich hat. Beim Schreiben ist man da jedenfalls recht dicht dran.

Für Sie sollen Bücher ja nicht in erster Linie zur Unterhaltung gelesen werden, sondern auf jeden Fall zum Nachdenken anregen. In Amerika hat man dagegen ein Programm an Schulen, dass es z.B. Schülern erlaubt, alles Mögliche zu lesen, Hauptsache, sie lesen überhaupt etwas. Was sagen Sie dazu?

Wie wäre es mit einem Programm, bei denen man Unterernährten erlaubt, alles Mögliche zu essen, Hauptsache, sie essen überhaupt etwas? Wäre eine Packung Schokoküsse eine gute Idee? Vielleicht sogar täglich? – Aber ich habe zum Beispiel überhaupt nichts gegen Unterhaltung. Ich möchte unbedingt von Geschichten unterhalten werden. Ich glaube allerdings nicht, dass Lesen immer und auf jeden Fall nützlich ist. Und schon gar nicht ungefährlich. Denn Geschichten transportieren immer Weltanschauung. Ist es egal, wenn in einer Kultur die Buchhelden in der Mehrzahl weiß, männlich und hetero sind und am Ende für ein Verhalten belohnt werden, das sich mit den Regeln und moralischen Normen der herrschenden

Mittelschicht im Einklang befindet? Ich tippe mal, in den USA sind Romane mit dieser Art Helden nicht zufällig in der Überzahl. – Ich halte es für naiv zu glauben, dass Bücherlesen an sich immer eine gute Sache ist und uns automatisch zu besseren Menschen macht. Es ist nicht egal, was wir lesen. Nie. Und nicht alles, was wie Literatur aussieht, ist Literatur. Eine komplizierte und komplexe Sache. Literatur, wie ich sie verstehe, bemüht sich, geltende Vorurteile und Verhältnisse zu hinterfragen. Im Idealfall bringt Leser das zum Nachdenken – und ich glaube, erst dann fühlt man sich auch gut unterhalten und nicht bloß angenehm zerstreut. Ich halte es für besser, wenn ich beim Lesen selbst etwas investieren, aktiv sein muss. Denn alles, was sich ohne großen Widerstand konsumieren lässt, wird mich in meiner Entwicklung nicht einen Schritt vorwärtsbringen. – Womit man jetzt an dem Punkt wäre, sich zu überlegen, wem nützt das, wenn ich in meiner Entwicklung steckenbleibe? Allen, die davon profitieren, dass ich nicht anstrengend werde, indem ich zum Beispiel kritische Fragen stelle? Allen, die sich darüber freuen, dass ich schön brav tue, was man von mir verlangt? Allen, die froh sind, wenn ich meine Klappe halte, anstatt sie für das, was mir an ihnen nicht schmeckt, zu kritisieren? Wäre möglich, oder? Und wirkt das nicht auch ein wenig so gruselig wie gegen Hunger eine Packung Schokoküsse pro Tag zu verdrücken?

Warum verwenden Sie in Ihrem Roman „Es war einmal Indianerland“ so viele Motive und Begriffe, die etwas mit den amerikanischen Ureinwohnern zu tun haben, bzw. eher mit deren Bild in Westernfilmen?

Der Western erzählt meist von Grenzverschiebungen – von Aufbrüchen, neuen Territorien, von der Konfrontation zwischen Wildnis und Zivilisation. Westernhelden und Teenager teilen, glaube ich, nicht zufällig bestimmte Charaktereigenschaften. Old Shatterhand muss vom Greenhorn erst zum Helden reifen. Im Spaghetti-Western stehen auffällig oft verschlossene, wortkarge Außenseiter im Mittelpunkt. Kerle mit rauer Schale und natürlich (sehr phallischen) Schusswaffen im Anschlag, mit denen sie sich aus Herzenslust in wilde Schießereien stürzen. Im Grunde urkomisch, wie gut sich (vor allem männliche) Pubertätswirklichkeit und Westernwelt auf der symbolischen Ebene spiegeln lassen. Und dann ist da auch noch dieser Indianer im Kopf. Zumindest in unserer Kultur gehört er ja zum Repertoire der klassischen Verkleidungsrollen von Kindern. Seit Generationen. – Beim Schreiben reizt es mich, solche Verbindungen und Parallelen aufzuzeigen, mit ihnen zu spielen oder sie zumindest anzutriggern. Die Charaktere werden dadurch vielschichtiger und interessanter. Die Schauplätze auch. Und unter der Handlung läuft gewissermaßen noch ein weiterer Ereignisstrang mit. Aus Geschichten, die der Geschichte, die erzählt wird, schon eingeschrieben sind. Der Vorteil: Auf diese Weise gibt es

automatisch Freiraum für unterschiedliche Lesarten der Geschichte, denke ich. Und das kann nur gut sein, weil es den Lesern so mehr Verantwortung abverlangt, weil ihnen so mehr Zutrauen geschenkt wird.

Durften Sie bei Verfilmung Ihres Romans außer am Drehbuch an anderen Stellen Einfluss nehmen, z.B. bei der Auswahl der Darsteller?

Ein guter Regisseur wäre ja doof, wenn er auf den Rat des Autors der Geschichte verzichten würde. Ein guter Regisseur würde trotzdem am Ende immer auch einsame Entscheidungen gegen den Autor von Drehbuch und Roman treffen. Das hat Ilker Çatak, der ein sehr talentierter Regisseur ist, auch getan. Nichtsdestotrotz bin ich bei der Auswahl der Schauspieler zum Beispiel oft involviert gewesen. Viele Castings habe ich mir später auf Video angeschaut. Und ich kann mir heute auch kein anderes Ensemble mehr vorstellen. Ich durfte darüber hinaus bei den Dreharbeiten dabei sein, so oft ich wollte, und im Schneiderraum vorbeischaun. Aber das war eher aus reinem Vergnügen. Man muss sich nichts vormachen: Den Einfluss, den man als Romanautor hat, ist ziemlich gering. Wem das nicht schmeckt, der sollte zusehen, ob er nicht doch lieber Filmemacher werden möchte. Oder eben Drehbuchschreiber. Mit einem Drehbuch hat man, finde ich jedenfalls, doch einen erheblichen Einfluss auf den späteren Film. Je präziser und gelungener das Drehbuch, desto schwerer macht man es den Filmemachern, sich davon zu lösen. Wobei ich es ja gerade spannend finde (ob Theater oder Film) mitzuerleben, was andere aus den eigenen Texten machen. Und wenn man sieht, dass sie offensichtlich die Texte mindestens genauso mögen wie man selbst, empfinde ich das als Geschenk. Das ist die Belohnung dafür, gar keinen Einfluss haben zu wollen.

Finden Sie selbst, dass der Film der Buchvorlage gerecht wird?

Ich finde vor allem, ein Film muss das gar nicht. Buch ist Buch. Film ist Film. Mir gefällt trotzdem, dass beide eine sehr eigene Sprache gefunden haben. Und das, indem sie sich unverhohlen bei diversen Vorbildern bedienen. Das mag ich, weil das ja auch ein zentraler Aspekt, eine zentrale Frage der Geschichte ist: Was bedeuten Liebe und Zuneigung? Und wie finde ich zu mir selbst? Gerade in einer Welt, in der alles zunehmend vorinszeniert zu sein scheint. – Und ich gebe zu: Ich mag die Dialoge. Ich mag, dass sich die Figuren im Film wie im Buch so leidenschaftlich gern verbal duellieren.

Wie bringen Sie Ihre Kinder dazu, (anspruchsvolle Literatur) zu lesen?

Wie es mein Vater auch schon gemacht hat: Ich lese vor. Das hat begonnen, als meine Kinder noch nicht selbst lesen konnten – und das dauert bis

heute an, obwohl sie inzwischen längst in einem Alter sind, in dem das nicht mehr nötig wäre. Und ich schlage ihnen natürlich Bücher zum Selbstlesen vor. Ich bin mir sicher, wenn man einmal wirklich gute Geschichten gelesen hat – dann will man mehr und immer mehr davon, dann tut es das schlechte Zeug einfach nicht mehr. – Ich denke aber auch: Am besten ist es, mit der Zeit auf eigene Faust die Leseschätze für sich zu entdecken. Ich denke außerdem: Literatur ist nicht der einzige Weg zur Glückseligkeit. Meine Kinder sind keine großen Bücherjunkies. Sie nehmen sich weniger Zeit zum Lesen, als sie könnten. Und vielleicht ist das gar nicht verkehrt? Wer liest, schließt das Leben und die Welt ja auch immer ein bisschen aus, verkriecht sich. Ist das nicht ein ziemlich haltbarer Standpunkt?

Welche jungen Menschen würden Ihren Roman „Es war einmal Indianerland“ sich als Lektüre außerhalb von Schule auswählen?

Tja, was wünscht man sich? Und warum riecht das so verdächtig nach einer Fangfrage? Ich schätze, es gibt wenig Tolleres für einen Roman als die Weiterempfehlung durch Leser, denen die Geschichte etwas bedeutet hat. Wenn ein Freund oder eine Freundin dir ein Buch in die Hand drückt, dich dabei mit diesem Verschwörerblick anschaut und dir stumm zu verstehen gibt: „Lies das – ich will, dass wir diese Erfahrung, dieses Erlebnis miteinander teilen.“ Ich bin nicht blöd. Ein Roman, der an der Schule gelesen wird, steht vermutlich immer unter Anfangsverdacht. Warum wollen Erwachsene, dass Jugendliche das lesen? Aber man lebt und hofft. Und ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass jemand sich in meinen Figuren wiedererkennt. Dass jemand vielleicht von der Technik des Vor- und Zurückspulens geflasht ist. Oder dass jemand womöglich einfach den Sound der Sprache mag. Wie ich mir so jemanden vorstelle? Anders. Leser sind ja immer ein bisschen anders als der Rest. Weil es ihnen schwerfällt, alles nur leicht zu nehmen, alles hinzunehmen. Weil sie Fragen haben.

Wo es um die entscheidenden Atemzüge geht

(2020)

über das überwertete Talent beim Schreiben u.v.m.

August 2020: Mail von Stefan Hauck aus der Redaktion vom Börsenblatt, dem Wochenmagazin für den Deutschen Buchhandel: „Was denken Persönlichkeiten aus Kultur, Verlags- und Buchhandelsszene, aus Politik und Publizistik über die Dinge des Lebens und über die Welt der Bücher? Im Börsenblatt-Fragebogen, der in der Tradition eines beliebten, schon in den Salons der Vergangenheit verbreiteten Gesellschaftsspiels steht, geben Publizisten, Verleger, Buchhändler, Schriftsteller und andere Persönlichkeiten aus Kultur und Politik Auskunft – mal ernst, mal augenzwinkernd. In jedem Fall sollten die Antworten kurz und bündig ausfallen: einige Worte, ein Halbsatz ...“

Wie hat sich Ihr Alltag wegen der Corona-Pandemie verändert in den letzten Wochen?

Das Wort Snutenpulli hat Einzug in meinen aktiven Wortschatz gehalten.

Was fehlt Ihnen im Moment am meisten?

Die Fantasie, wann und ob der derzeitige Ausnahmezustand einmal vorüber sein wird.

Welche Gabe würden Sie gern besitzen?

Aus dem Hirn direkt abschreiben können.

Ihre Heldin im Alltag?

Die lebendige Sprache.

Das Überraschendste, was Ihnen je begegnet ist?

Das rätselhafte Treiben im menschlichen Hirn, wo so unermüdlich geträumt, gerechnet, erinnert, gedichtet und fabuliert wird.

Eine Marotte von Ihnen?

Eine Vorliebe für die bunten Ringelsocken aus dem Moderna Museet in Stockholm.

Total überbewertet finde ich ...

... beim Schreiben das Talent. Schnödes Handwerk, Schweiß und Charme hängen es am Ende fast immer um Längen ab.

Wo klappt Offline besser als Online?

In Kreißsälen zum Beispiel? Im Grunde wohl überall, wo es um die entscheidenden Atemzüge geht zwischen Anfang und Ende.

Ihr Traumberuf als Kind?

Das Konzept von Arbeit zum Gelderwerb kam mir immer ein wenig unheimlich vor. Speziell in Kombination mit Schlips-und-Kragen-Kleiderordnungen. Geheimagent fand ich eine Zeitlang aber hochinteressant. Und Zahnarzt. Allerdings nur wegen der freien Mittwochnachmittage.

Was zeichnet einen guten Lektor aus?

Das Talent, die Schützlinge in dem Glauben zu lassen, sie seien unfassbar begabt?

Das Schönste an Hamburg?

Wind und Wetter – sonst würden uns am Ende Besucher, Gäste und Zuzügler in Nullkommanix unsere Brücken und Gehwege noch schiefere laufen als die von, sagen wir, Venedig und Berlin.

Nachtigall oder Lerche?

Möwe. Am liebsten am Wasser. Tageszeit egal.

Literaten sind ja alle auf ihre Art Träumer

(2020)

über Träume

August 2020. Mail von Stephanie Kunzemann: „...ich bin Lektorin an der Universität Tor Vergata in Rom und unterrichte italienischen Studierenden Deutsch als Fremdsprache. Für das nächste Jahr plane ich ein Seminar über Träume. Es ist ein Übersetzungskurs von Deutsch in Italienisch und umgekehrt. Die Texte sollen ausschließlich literarische Träume zeitgenössischer Autoren und Autorinnen sein. Haben Sie in Ihrem Werk einen Traum, den Sie mir mitteilen können? Der Blog ‚Traumtrailer‘, den ich mit meiner Kollegin Stephanie Schulze dabei bin, aufzubauen, gibt bereits einen kleinen Eindruck von unserem Projekt (www.traumtrailer.com). Jeder Beitrag ist exakt 200 Wörter lang, erhält ein Bild, wird didaktisiert und wird durch ein kleines Traum-Interview an den Autor ergänzt.“

Welches Buch von Nils Mohl würden Sie einem jungen Menschen empfehlen, der Sie noch nicht kennt?

Hängt sehr von dem jungen Menschen ab. Und toller ist ja auch, wenn junge Menschen die Bücher selbst entdecken. In so einem Fall wäre die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie als erstes über den Roman „Es war einmal Indianerland“ stolpern, weil es einfach das erfolgreichste Buch von mir ist. Vielleicht gar nicht verkehrt.

Haben Sie schon in anderen Ländern außer Deutschland veröffentlicht? Sind Ihre Werke übersetzt worden?

Es gibt Übersetzungen ins Französische, Koreanische und Chinesische von „Es war einmal Indianerland“. Und einzelne Texte sind auch noch in andere Sprachen übersetzt.

Welchen Traum aus der Weltliteratur lieben Sie?

Träume in der Literatur empfinde ich oft als schreckliche Krücken oder als anstrengendes Telefonat mit dem lesenden Publikum. Deshalb tue ich

mich grundsätzlich ein bisschen schwer, sobald ich in Büchern auf Träume stoße und bin hinterher meist entsprechend genervt. Es gibt allerdings eine große Ausnahme. Das ist der Roman „Träume von Babylon“ von Richard Brautigan. Darin schifft sich ein heruntergekommener Privatdetektiv ständig in Tagträume ein. Es ist eins meiner Lieblingsbücher. Ich könnte jetzt aber keine spezielle Stelle aus dem Buch hervorheben, das ohnehin sehr schmal ist. Das Träumen dient hier auf jeden Fall nicht dazu, etwas zu erklären, sondern charakterisiert vor allem die Hauptfigur und ihre Sehnsüchte. Auf sehr poetische und witzige Weise.

Welchen zeitgenössischen Autor oder Autorin würden Sie mir für das Projekt Traumtrailer nennen?

Ach, ihr habt mich gefunden, ihr findet eure Autorinnen und Autoren schon. Literaten sind ja alle auf ihre Art Träumer.

Welches ist der Traum, den Sie jungen Menschen mit auf den Weg geben möchten?

Besser ist immer, man hat und träumt eigenen Träume. Den jungen Menschen, die das kapieren, braucht man zum Glück nicht viel mehr mit auf den Weg zu geben. Mögen die anderen sich von ihnen eine Scheibe abschneiden.

Alle sollten ein Gedicht im Leben schreiben

(2020)

über das Dichten

September 2020. Per E-Mail kommen Fragen für ein Interview von Anna-Lena Weber vom Straubinger Tagblatt und der Landshuter Zeitung.

Ihre neuen Bücher sind prallvoll mit Kinder- und Jugendgedichten. Warum haben Sie sich Kinder und Jugendliche als Zielgruppe ausgesucht?
Wahrscheinlich ist es ja umgekehrt, Leser suchen sich ihre Autoren aus. Oder eigentlich: ihre Texte und Bücher. Bei meinen Gedichten sind es wohl meist Erwachsene, die gerne jungen Menschen mit Lyrik für Einsteiger eine Freude machen wollen. Im Grunde hätte ich also die Aufgabe, gleichzeitig Groß und Klein zu begeistern. Aber in Wahrheit denken wir Dichter beim Schreiben sowieso erst mal uns. Und ich selbst lese besonders gerne die Gedichte von Ringelnatz, Mascha Kaléko, Morgenstern, Arne Rautenberg, und so weiter, die sich oft reimen und noch öfter von Menschen jeden Alters gemocht werden. So kam dann letztlich eins zum anderen.

Was sind die Unterschiede zu Gedichten für Erwachsene?

Es gibt den alten Spruch: Unsinn, Reim und Tiere kriegen von Kindern niemals eine Viere. Wobei Tiere in Gedichten ja meist auch nur Menschen sind – bloß eben in exotischer Gestalt. Jugendliche wiederum interessieren sich naturgemäß für existenziellere Themen. Die Endlichkeit des Daseins, Fortpflanzung und die Zumutungen des Erwachsenwerdens. Ansonsten sind die Unterschiede gar nicht so riesig. Zum Gedicht gehören immer Spaß und Strenge – ein spielerischer Umgang mit Sprache und bestimmte Regeln für die Form.

Wie schreibt man ein Gedicht?

Es beginnt bei mir oft mit einer kleinen Entdeckung. Mit einem Reim zum Beispiel. Dann fällt mir vielleicht auf, dass Affen und Muffin sich nicht schlecht aufeinander reimen. Manchmal sprudelt es in so einem Fall sofort – und mit etwas Glück habe ich schnell eine erste Strophe oder vielleicht sogar ein kleines Gedicht. Leider ist es fast nie auf Anhieb perfekt. Also lasse ich es liegen. Ein paar Stunden, ein paar Tage, vielleicht auch Wochen und Monate. Wenn ich es mir schließlich wieder vornehme, schreibe ich die nächste und übernächste Fassung und entdecke dabei wieder etwas Neues. Am Ende werden es so oft sieben oder zehn oder mehr Fassungen, die sich nur in Kleinigkeiten unterscheiden. Aber beim Gedicht kommt es ja nun mal auf Kleinigkeiten an.

Kann jeder ein Gedicht schreiben?

Unbedingt. Jeder sollte auch mindestens eins im Leben schreiben. So lernt man, wie leicht und schwer es ist, die Welt mitzugestalten. Dafür sind übrigens Bücher mit Gedichten auch da. Um andere zum Weiterdichten anzustiften. Wenn jemand also meine Gedichte liest und denkt: Ha, das kann ich auch! – dann ist das super.

Ist es egal, worüber man schreibt? Was eignet sich besonders gut?

Es ist nie verkehrt, wenn sich Dichter um die Dinge kümmern, die andere nicht beachten oder gar nicht wahrnehmen. Es ist prima, wenn jemand die Trübsinnigkeit einer Qualle bemerkt. Oder wie schön es sein kann, wenn der Wind mit einer Chipstüte spielt. Jemand muss sich mit diesen Dingen beschäftigen. Und außer uns Dichtern hat ja kaum einer Lust und Zeit dazu.

Wann und wo haben Sie die besten Ideen?

Morgens im Halbschlaf, glaube ich. Dann wünsche ich mir jedenfalls regelmäßig, ich könnte einfach aus dem Kopf abschreiben.

Haben Sie einen Tipp für diejenigen, die selbst gerne kreativ schreiben möchten?

Hinsetzen, schreiben. Am besten regelmäßig. Man muss es einfach tun. Und zwar mit Lust. Sonst kommt sowieso nichts dabei raus. Das ist das Erste. Das Zweite ist: Neugier. Man muss gucken, wie die es machen, die man verehrt und die es wirklich können. Von denen muss man lernen. So machen es eigentlich auch alle Profis. Heißt, man muss viel lesen. Und das Dritte ist: nicht aufgeben. Niemandem gelingt auf Anhieb Weltliteratur. Es

ist auch nicht gut, gleich einen Roman anzufangen. Man braucht viel Geduld und Demut, aber zugleich auch Unerschrockenheit und ein Stück Überheblichkeit. Mir hat mal jemand gesagt: Die ersten 200 Texte kann man am Ende alle vergessen und wegschmeißen. Ich denke, 200 ist noch recht niedrig angesetzt.

Oft wird Dichtern nachgesagt, dass sie sensibler als andere Menschen sind. Ist das bei Ihnen auch der Fall?

Natürlich nicht. Ich bin so empfindsam wie eine Schüssel Salat.

Haben Sie manchmal auch eine Schreibblockade? Wenn ja, was machen Sie dagegen?

Schreibblockaden sind ein Mythos, scheint mir. Ich kenne sehr wenig Bäcker mit Backblockade und keine Zahnärztin mit Bohrblockade. Was vermutlich daran liegt, dass sie sich mit ihrem Handwerk auskennen. Wenn man beim Schreiben feststeckt, liegt es meist am fehlenden Handwerkszeug. Natürlich gibt es mal Tage, da möchte man den Rechner am liebsten aus dem Fenster werfen und ganz viel Schokolade in sich reinstopfen. Für mich ist das immer das Zeichen, dass ich dringend Schlaf oder Sport brauche. Und ich fahre dann gerne mal zwei, drei Stunden Rennrad.

Nochmal zurück zu den zwei Büchern, was wünschen Sie sich von den Lesern?

Kürzlich hat mir eine Journalistin erzählt, dass ihr 5-jähriger Sohn eins der Gedichte so toll fand, dass er es gleich auswendig gelernt hat. Und ich habe mir überlegt, vielleicht behält er das ja jetzt zufällig, bis er 80 ist. Womit ich plötzlich im Jahr 2095 war. Und bei dem Gedanken hatte ich dann kurz eine Gänsehaut. Ansonsten ist das Tollste, was einem Buch passieren kann, dass es von Leser zu Leser empfohlen und weitergereicht wird.

Die Tür zur Kindheit offenhalten

(2020)

über den Vater, Bücher und das Unbeschreibliche

November 2020: Lea Bernsmann, Redakteurin der Nordwest-Zeitung, schickte kurz vor Beginn der Oldenburger Kinder- und Jugendbuchmesse, die wenig später wegen der Corona-Pandemie abgesagt wurde, Fragen. Das gestraffte Interview erschien am 14.11.2020 in der Lokalpresse.

Muss man innerlich jung bleiben, um für Kinder und Jugendliche zu schreiben?

Das Gefühl, jung zu sein, wächst ja normalerweise immer mit einem mit. Je älter man wird, desto länger kennt man es also. Was schon mal ganz hilfreich sein könnte. Man muss die Tür zu dieser Zeit nur immer ein Stück offenhalten, hat mal der Kollege Heinz Janisch gesagt.

Zum Titel Ihres neuen Buches: Gibt es den „könig der kinder“ wirklich?

Es gab ihn. Für mich war es mein Vater. Er hatte nämlich diesen besonderen Draht zu Kindern. Das lässt sich in dem gleichnamigen Gedicht über ihn auch nachlesen. Er war einer, der hat ein paar Schmierblätter zusammengetackert, einen Sehschlitz reingeschnitten – und dann hatte man einen 1A-Ritterhelm. Und kurz darauf noch einen. So ist er dann mit mir in den Park, wo wir uns Stöcker gesucht haben, die unsere Schwerter und Pferde waren. Dabei war er mit 1,93 ein Riese von königlicher Statur.

Ist Gedichteschreiben anspruchsvoller, als Geschichten zu schreiben? Was ist der Trick?

Was der Trick, das frage ich mich ja auch immer. Meist ist das Geheimnis einfach Ausdauer. Egal ob Gedicht oder Geschichte. Gedichte sind natürlich meist so kurz, dass Pfusch schneller auffällt.

Wo entstehen Ihre Gedichte und Geschichten? Im Kopf? Auf dem Papier? Am Schreibtisch?

Ich nehme den Kopf meist mit an den Schreibtisch. Das ist ganz gut. Denn so viel, wie man meinen könnte, passiert dort gar nicht. Die Hauptsache spielt sich wirklich beim Herumfantasieren ab. Tippen ist der Teil am Schreiben, den ich am lästigsten finde. Aber ich überarbeite gern. Und das alles passiert meist vor dem Klapprechner.

Sind Sie tendenziell eher lustig oder melancholisch?

Wenn mir dazu doch spontan nur etwas Lustiges einfallen würde. Dann wäre ich bestimmt gleich viel weniger melancholisch.

Was bedeuten Ihnen Bücher?

Kürzlich habe ich entdeckt, dass Papierfischchen, das sind tatsächliche so eine Art papierfressende Silberfischchen, angefangen haben, sich durch meine Bücher zu fressen. Und sie haben sich gleich die Schwergewichte Uwe Johnson und James Joyce vorgeknöpft. Da war ich wirklich traurig. Kurz kam es mir wie eine Alzheimerdiagnose vor. Bücher sind ja quasi die grauen Zellen der eigenen Lesebiographie. Wichtiger als der Gegenstand sind natürlich aber die Geschichten und Worte, die in ihnen stecken. Ich habe mir trotzdem Johnsons Poetikvorlesungen sofort neu gekauft.

Wurde Ihnen als Kind vorgelesen?

Unmengen. Jeden Samstag ging es in die Bücherei. Der König der Kinder war auch ein großer Vorleser. Selbst als meine Schwester und ich aus dem Vorlesealter raus waren, hat mein Vater übrigens gerne noch Kinderbücher gelesen. Von Peter Härtling zum Beispiel. Nur für sich. Ihn haben Etikettierungen nie gestört. Ich wünschte manchmal, das würde mehr Menschen so gehen. Viele so genannte Erwachsene verpassen ja richtig gute Literatur, weil sie denken, Bücher für Kinder und Jugendliche gehen sie nichts mehr an.

Hatten Sie einen Lieblingshelden oder -heldin?

Aus Geschichten? Mehr als einen. Robinson Crusoe ist einer, der mir besonders wichtig war. Mersault, also der Anti-Held aus Camus' „Der Fremde“, ein anderer. Vielleicht weil sie mir beide so eine neue, ganz

andere Perspektive auf die Welt eröffnet haben. Eine, in der es bei aller Dramatik immer auch Platz für sehr poetische Momente gab.

Gibt es Dinge, über die Sie nicht schreiben könnten, oder Themen, die in Ihren Büchern keinen Platz haben?

Geschichten schützen einen als Verfasser ja normalerweise ganz gut. Insofern lässt sich fast alles verarbeiten. Es gibt trotzdem Dinge, denen möchte ich gar keine Plattform bieten. Bestimmte Formen der Gewalt finde ich zum Beispiel problematisch. In vielen Mainstream-Geschichten von Buch über Film bis zu Games wird heute sehr viel mit Waffen gefuchelt und sehr sauber gestorben und getötet. Ohne großes Blutvergießen. Ohne die Traumata, die bleiben. Dafür ist aus vielen Gründen, nicht zuletzt kommerziellen, kein Platz. Während zugleich in der Wirklichkeit Lehrer enthauptet werden und auch bei uns wieder Soldaten in Kampfeinsätze ziehen – mit Folgen, die über Generationen wirken. Eine Unwucht, die ich nachdenkenswert finde. Davon abgesehen gibt es natürlich persönliche Geschichten, die mich umtreiben, die aber aus Rücksicht auf das private Umfeld besser meide. Für die kommt die Zeit vielleicht erst noch. Oder vielleicht auch nie.

Was verbinden Sie mit Oldenburg?

Der KIBUM-Preis, den ich 2011 für „Es war einmal Indianerland“ bekommen habe, war mein erster grober Preis als Jugendbuchautor, fast zehn Jahre ist das inzwischen her. Und daraus wurde wirklich eine Art Startschuss für die Laufbahn als freier Schriftsteller. Ich erinnere mich noch gut, wie ich an diesem nasskalten Novembertag vor der Preisverleihung mit meiner Frau durch die regennasse Innenstadt von Oldenburg geschlurft bin. Die Minuten zogen sich wie Brotteig. Ich war einer von vier Nominierten. Und dann klingelte plötzlich das Telefon. Das Hamburger Abendblatt war dran und gratulierte mir. Die Pressemeldung war soeben verschickt worden. Und das war dann fast noch mehr Stress, weil ich das ja noch gar nicht wissen durfte und natürlich so den ganzen Abend tun musste, als ahnte ich nichts. Und das habe ich bis heute ganz prima durchgehalten, finde ich ...

Wie verbringen Sie die Corona-Zeit? Ist die eher förderlich fürs Schreiben oder deprimierend? Was vermissen Sie – Theater, Kino, Freunde treffen?

Der erste Lockdown, man mag es kaum zugeben, war toll. Eine geschenkte Zeit mit der Familie ohne Termine. Außerdem: Frühling. Inzwischen nehme ich aber eine ziemliche Erschöpfung um mich herum wahr. Und diese

zweite Corona-Welle jetzt hat ja auch zu einem Kulturknockdown geführt, den ich nur mit sehr viel Mühe verstehe. Ich finde es richtig, dass Masken getragen werden und die Schwachen geschützt werden. Ich halte die letzten Maßnahmen im Kern trotzdem für falsch. Nicht nur, weil mich das diesmal selbst härter trifft. Ich habe mich auf die KIBUM gefreut. Ein Theaterstück von mir kann nicht aufgeführt werden. Mir gehen einige Honorare flöten und meinen Büchern fehlt das Publikum. Vieles wird man leider nie mehr nachholen können. Aber vor allem fürchte ich die langfristigen Folgen. Gut möglich, dass viele Kinos, Theater und Verlage usw. sich nie mehr so ganz erholen werden. Corona wird außerdem noch für Jahre wahrscheinlich als Ausrede für alles Mögliche herhalten. Überall wird Geld knapp sein. Aber andererseits waren Künstler auch schon immer gute Lebens- und Überlebenskünstler. Schade nur, dass sie das jetzt mal wieder beweisen müssen. Denn die Gefahr sitzt vermutlich ja woanders. Nicht in Restaurants und Kultureinrichtungen. Sondern leider da, wo Bildung und Rücksichtnahme meist fehlt.

Ihre Buchgeschenketipps für Weihnachten ... Wenn Sie haben, gerne verschiedene: Für die beste Freundin, den Ehemann, die Partnerin, Menschen ab 60, kleine Kinder, große Kinder, Jugendliche.

Ich bin mir sicher, der örtliche Lesemittelhändler kann da viel kompetenter helfen. Ich komme bei dem grassierenden Aktualitätswahn sowieso nicht hinterher. Aber Katharina Greve, die ja meine Gedichte illustriert hat und mit der ich zusammen zur Schule gegangen bin, hat gerade ein neues Buch veröffentlicht: „Die letzten 23 Tage der Plüm“. Ein Comic. Wobei das bei vielen wahrscheinlich völlig falsche Vorstellungen weckt. Ein Buch mit tollen Bildern. Für alle Lesealter. Lustig und melancholisch. Es geht schließlich auch, passend zur heutigen und passend eigentlich zu jeder Zeit, um den Weltuntergang.

Am liebsten gelesen

(2021)

über Arbeitsgewohnheiten

*März 2021. Eine Mail von den Bücherpiraten aus Lübeck: „... wir freuen uns schon sehr, Sie im Sommer bei den Jugendbuchtage persönlich begrüßen zu können, und hoffen, Sie vielleicht zusätzlich für ein weiteres kleines Projekt begeistern zu können. Bei uns im Haus organisieren wir nicht nur Festivals, sondern haben auch weitere Gruppen für Kinder und Jugendliche. Eine davon ist die Blaue Seite (www.die-blaue-seite.de), ein Online-Literatur-Magazin von uns Jugendlichen mit Rezensionen, Interviews und vielem mehr. Eine Kategorie des Magazins heißt ‚Zwischen den Zeile‘ und ist ein Kurzfragebogen, mit dem wir einen Einblick in den Schaffensprozess von Autor*innen gewinnen wollen. Wir würden uns wirklich sehr freuen, wenn Sie die Zeit finden, die folgenden Fragen für uns zu beantworten!“*

Haben Sie Ihre Bücher lieber gedruckt oder in digitaler Form?

Am liebsten gelesen.

Sind Sie ein Freund oder ein Feind von Eselsohren?

Hätte ich einen Esel, müsste er unbedingt Ohren haben.

Trinken Sie zum Lesen oder Schreiben am liebsten Tee, Kaffee oder Kakao?

Mir fehlt das Kaffee-Gen komplett. Ich habe es in 50 Jahren auf zwei Tassen gebracht. Ich bin Teetrinker.

Hören Sie Musik beim Lesen oder brauchen Sie Stille?

Immer eins zur Zeit. Vorm Schreiben höre ich gerne Musik.

Bewerten Sie das Chaos auf Ihrem Schreibtisch auf einer Skala von 1 bis 10 (von „mit dem Lineal ausgerichtete Schreibutensilien“ bis „Wie, das ist ein Schreibtisch?“)

Zum Start mag ich Stufe 1 – und dann darf es sich auswachsen. Aber ich glaube, wer Geschichten erzählt, schafft besonders gerne Ordnung.

Wann haben Sie zuletzt einen handschriftlichen Brief verschickt?

Postkarten schreibe ich manchmal noch mit der Hand. Und Geburtstagskarten. Gestern erst eine. Für meine Frau.

Bevorzugen Sie es mit Füller, Bleistift, Kugelschreiber oder Pinsel zu schreiben?

Tastatur! Und für Notizen Kugelschreiber. Manchmal auch Bleistift.

Wir schöpfen aus dem Vollen

(2021)

über Helden, Sternstunden und gelungenes Erzählen

April 2021: Die Textmanufaktur bereitet die Autorentagung „narrativa“ im Juni vor und bewarb auch den Workshop des Autors „Stoffentwicklung mit dem Story-Kreisel“ auf ihren Online-Kanälen mit einem Interview. Die Fragen stellte Ann-Kathrin Marr.

Nils Mohl, wenn Sie mit einem neuen Text beginnen, wie fangen Sie an?

Los geht's ja im Chaos der eigenen Vorstellung. Es ist fast so, als wären alle Geschichten im Kopf schon immer da. Leider nur bruchstückhaft. Also fängt man an, sie zusammzusetzen, das beginnt bei mir oft mit einer Figur, einer Stimmung, einem Schauplatz, einem Dialogfetzen. Einer Kleinigkeit, die sich verfestigt und die ich dann ausspinne. Das ist der schönste Teil der Arbeit. Mit Abstand. Das Planen und Ordnen kommt hinterher, ganz unterschiedlich akribisch. Aber niemand schreibt einfach drauflos. Aber es steht fest: Wir schöpfen aus dem Vollen. Alle.

Trotzdem gibt es sehr unterschiedliche Herangehensweisen beim Schreiben. Manche planen den Plot genau, andere lassen sich eher treiben. Kann man da überhaupt allgemeingültige Tipps geben?

Es ist vielleicht ein bisschen wie beim Reisen. Wenn jemand von Hamburg nach Kalkutta möchte, der weiteste Ausflug bisher allerdings nur bis zum Hauptbahnhof ging, ist es mit ein paar Tipps natürlich nicht getan. Trotzdem kann es auch in so einem Fall nur helfen, sich ein wenig auf das Abenteuer vorzubereiten. Und der Hinweis, dass es auf dem Fahrrad wohl länger dauern wird als mit dem Flieger, hat natürlich eine gewisse Gültigkeit. Aber klar, Reisen muss jeder für sich.

Sie arbeiten mit dem Prinzip des Story-Kreisels. Wie kamen Sie darauf?

Besonders beim Unterrichten ist mir aufgefallen, dass eine einfache Erkenntnis enorm nützt, um wichtige dramaturgischen Entscheidungen

beim Erzählen leichter zu treffen: Alle Helden, Anti-Helden, Superhelden, die wir schätzen, lenken zum Finale ihr Schicksal in die gewünschte Bahn, indem sie über sich hinauswachsen. Sie handeln. Die Titanic geht unter, und Jack opfert sein Leben für Rose. Der schüchterne Langweiler Maik Klingenberg setzt sich vor Gericht tapfer für seinen Freund Tschick ein. Rocky gelingt das Kunststück, über 15 Runden gegen den amtierenden Weltmeister im Ring zu bestehen. Gegen Ende gelungener Geschichten geschieht immer das Gleiche: Wir werden Zeuge einer Sternstunde.

Sie gehen dabei von bestimmten dramaturgischen Prinzipien aus. Wie helfen die beim Schreiben?

Wenn ich weiß, dass ich auf der Erde dem guten alten Prinzip der Gravitation vertrauen kann, muss ich mich nicht mehr so ängstigen, beim Herumhüpfen plötzlich im All zu landen. Und wenn ich die Dramaturgie einer Geschichte einigermaßen im Griff habe, kann ich all den anderen Aspekten dann natürlich mehr Aufmerksamkeit widmen. Das Schöne an Prinzipien ist ja, sie gelten immer. Trotzdem fällt es nicht nur Anfängern oft schwer, den eigenen Stoff gut zu sortieren. Wahrscheinlich scheint diese Aufgabe so vertrackt, weil sich Geschichten immer erst vom Ende her richtig erzählen lassen. Und wer kennt das Ende schon am Anfang?

Kann mich das Wissen um diese Prinzipien beim Schreiben auch einschränken oder hemmen?

Je mehr man weiß, desto mehr hat man zu beachten. Aber die gute Nachricht ist vielleicht: Sobald ich mein Handwerk ein wenig beherrsche, bin ich auch nicht mehr so verloren, wenn ich festzustecken glaube. Hänger und Schwächen lassen sich schneller identifizieren und beheben, wenn man das richtige Werkzeug hat. Schreiben ist unterm Strich ja vor allem sehr intensives Lesen.

Sie schreiben auch Lyrik. Funktioniert der Story-Kreisel da auch?

In kleinerem Maßstab auf jeden Fall. Auch Gedichte folgen dramaturgischen Prinzipien. Sitzt nicht jeder Vers an der bestmöglichen Stelle, ist ein Gedicht schnell wie ein Witz mit versauter Pointe. Oder der Aufbau eines Gedichtbandes: Kein Dichter wählt eine völlig willkürliche Reihenfolge. Die dramaturgischen Herausforderungen sind beim Erzählen dennoch ungleich höher. Allein wegen der Stofffülle. Umgekehrt können Erzähler von Lyrikern prima lernen, dass selbst die besten Stoffe sich erst im Zusammenspiel von Inhalt, Form und Sprache voll entfalten. Aber: andere Geschichte ...

Vielleicht sehnt man sich einfach nach Anerkennung

(2021)

über Coming-of-Age-Romane und das Handwerk

Mai 2021: Bei den Lübecker Jugendbuchtage hat Bücherpirat Theo live zum Interview gebeten. Die Textversion wurde später lesbar gemacht und auf den www.die-blaue-seite.de veröffentlicht.

Würden Sie rückblickend aus Ihrer Perspektive sagen, dass „Es war einmal Indianerland“ ein klassischer Coming-of-Age-Roman ist?

Ich war Ende 30, als ich das Buch geschrieben habe, also bereits ein ganzes Stück von der eigenen Jugend entfernt. Was ganz gut war. Mit Ende 30 hatte ich nicht mehr das Gefühl wie in meinen Zwanzigern, dass ich mich auf Krampf von dieser Zeit distanzieren muss. Nicht weil ich erwachsen war, sondern weil ich diese Zeit anders einordnen und auch anders wertschätzen konnte. Weil ich in gewisser Weise auch mit anderen Augen auf mein jugendliches Ich geblickt habe. Ich habe festgestellt, dass ich in mancher Hinsicht großen, großen Respekt vor der Person empfand, die ich mal gewesen bin, bei allen Fehlern, die sie hatte.

Auch deshalb war es mir wahrscheinlich wichtig, beim Schreiben keine falsche Rücksicht zu nehmen. Bei klassischen Coming-of-Age Romanen hat man oft das Gefühl, dass der vermeintlichen Zielgruppe keine Komplexität zugetraut wird. Und ich weiß heute: Es gibt viele Autoren im Kinder- und Jugendbuchbereich, die sich von Verlagen tatsächlich drängen lassen oder sich selbst bemühen, etwas zu schreiben, was möglichst leicht konsumierbar ist. Das hat mich als Schriftsteller nie interessiert, und ich könnte das auch gar nicht. Ich verbringe eine ganze Weile mit meinen Geschichten – und die müssen erst einmal mir gefallen. Und ich habe dann immer die Hoffnung: Wenn mir etwas gefällt, gefällt es auch anderen Leuten. Ich weiß, dass „Es war einmal Indianerland“ wegen der formalen Komplexität oft als untypischer Coming-of-Age-Roman wahrgenommen wird. Aber er erzählt vom Erwachsenwerden und fällt natürlich in diese Kategorie.

Was ist die zentrale Aussage, die Sie mit dem Buch vermitteln wollen?

Vor dieser Frage kriegen Autoren immer Panikattacken. Wenn wir eine Botschaft hätten, dann wären wir in Kirchen, in Parlamenten oder mit Megafon auf der Straße anzutreffen. Dort sind die Menschen, die Botschaften haben, viel besser aufgehoben. Autoren wie ich sind eigentlich eher immer wieder irritiert, dass es anderen anscheinend so leicht fällt, eine klare Meinung zu entwickeln. Ich war und bin immer ein Beobachter gewesen. Und deshalb finde ich, gute Geschichten brauchen keine zentrale Aussage. Aber oft haben sie ein zentrales Thema.

Und ich denke, ein großes Thema meines Romans ist die Liebe in all ihren Facetten. Die Liebe zwischen Vater und Sohn. Die ersten Schwärmereien. Die Liebe zum Sport. Die Frage, wie aus Zuneigung echte Liebe wird. Darum dreht es sich. Natürlich muss man erst eine gewisse Reife haben, um sich überhaupt jemand anderem öffnen zu können. Das ist das, was Liebe ausmacht. Und ich finde, dass das ein wichtiger Teil des Erwachsenwerdens ist. Also die Leistung der Hauptfigur, wenn man so will, besteht darin, dass er am Ende erkennt, wem er sich am meisten zugehörig fühlt.

Was ich selbst während der Arbeit am Roman gelernt habe: Das Erwachsenwerden hört nie auf. Und deshalb fand ich es für mich sehr spannend, mir diese Frage zu stellen: Was heißt es denn überhaupt, erwachsen zu werden? Das ist sicherlich das große Thema des Romans.

Wie haben Sie bei dem Buch „Es war einmal Indianerland“ die Zeitsprünge geplant? Und wie haben Sie bei so einer experimentellen Erzählweise den Überblick behalten?

Als klar war, dass ich einen Roman über das Erwachsenwerden schreiben werde, habe ich mir überlegt, welches Alter mir rückblickend besonders wichtig war. Ich kam ziemlich schnell darauf, dass es sich besonders gut angefühlt hat, 17 zu sein. In meinem Leben ist da sehr viel passiert: Erste Freundin, erstes Festival, erste Fahrstunde und all diese anderen ersten Abenteuer ohne Eltern. Beim Nachdenken darüber, weshalb sich das so gut, aber auch so verwirrend angefühlt hat, hat sich dann nach und nach eine Geschichte herauskristallisiert, die ich vor dem Tippen ziemlich klar vor Augen hatte. Und ich habe die tatsächlich dann mehr oder weniger so aufgeschrieben, wie man es jetzt lesen kann. Auch in dieser Reihenfolge. Ich habe einfach versucht, das so zu ordnen wie beim Erinnern. Assoziativ. Episodisch. Um abzubilden, wie aufgewühlt der Held der Geschichte ist. Das hat sich tatsächlich mehr oder weniger intuitiv so ergeben.

Wie wichtig ist es, sich als Autor abzuheben? Und wie genau haben Sie das geschafft?

Wahrscheinlich setzt sich ja niemand hin und sagt: „Ich mach’s jetzt mal anders.“ Ich wollte gerne eine Geschichte darüber erzählen, wie es ist, 17 zu sein. Und habe mir dann die Frage gestellt: Wie kann ich am besten erzählen, was ich erzählen möchte? So kam es zu dieser ungewöhnlichen Form. Und hin und wieder sprechen mich Leserinnen und Leser auch darauf an, dass die Erzählstimme sehr eigenwillig ist. Was mir durchaus gefällt: Ich wollte nicht die typische Jugendbuch-Jugendsprache verwenden. Ich wollte etwas, das poetisch überhöht ist. Ich habe absichtlich eine Sprache gesucht, die das ausdrückt, was ich als Jugendlicher empfunden habe, auch wenn ich das damals so nicht hätte ausdrücken können. Die Hoffnung war vielleicht, die Zeit so noch mal in der Sprache lebendig werden zu lassen.

Setzen Sie Ihre Stilmittel immer so bewusst ein oder geschieht das manchmal auch eher intuitiv?

Jede Geschichte hat auf allen Ebenen ihre eigenen Regeln. Die entwickeln sich nach und nach im Schreibprozess und an die versuche ich mich dann so gut es geht zu halten. Natürlich kann man nicht alles bis ins letzte Detail steuern und kontrollieren. Es ist auch immer wieder verblüffend für mich, wie gut die Intuition funktioniert. Ich glaube, meine Aufgabe ist es, den Rahmen zu schaffen, in dem die Geschichte lebendig werden kann. Und wenn ich mich dann wohlfühle mit dem Text, dann hilft der Text mir auch, ihn weiterzuentwickeln.

Bei welchen Aspekten Ihres Romans weicht Ihrer Meinung nach die Interpretation am meisten von Ihren Erwartungen ab?

Ich erinnere mich an nichts wirklich Verblüffendes, muss ich gestehen. Im Grunde freue ich mich über jede Art von Auseinandersetzung. Und besonders über die kreativen. Es gab zum Beispiel auch Schultheateraufführungen von „Es war einmal Indinaerland“. Und zu sehen, dass junge Menschen den Text sich auf ihre Art aneignen, ist einfach grundsätzlich ein tolles Erlebnis. Und falls jemand den Roman komplett daneben findet, ist das für mich auch völlig in Ordnung, Geschichten sind ja nur Angebote. Bücher, die allen gefallen, die wären mir eher verdächtig.

Wussten Sie schon vorher, dass Ihr Roman die Leser spalten wird?

Beim Schreiben hat man zum Glück selten Zeit, um darüber nachzudenken, wie das Geschriebene wohl später ankommt. Aber klar war natürlich

immer: Es wird eher ein Buch für diejenigen, die sich gern mit komplexeren Geschichten auseinandersetzen. Und wenn es deswegen anderen nicht gefällt, habe ich deshalb keine Buchschmerzen. Ich habe lieber die Anspruchsvolleren auf meiner Seite. Sowieso ist das Schlimmste für einen Schriftsteller, wenn ein Buch erscheint und es gar keine Resonanz gibt. Wenn man einen Autor wirklich verletzen will, dann ignoriert man ihn einfach.

Sie geben ja viele Workshops und bringen Leute wahrscheinlich auch gerne Sachen bei. Was reizt Sie daran? Was ist Ihre größte Motivation, andere Leute an dem Teil haben zu lassen, was sie machen?

Ich würde jetzt gerne behaupten: „Ich möchte die Welt besser machen, indem ich mein Wissen und meine Erfahrung weitergebe!“ Aber die Wahrheit ist, dass ich beim Versuch, anderen zu vermitteln, was mir wichtig scheint, selbst ganz viel lerne. Denn ich kann etwas nur dann richtig gut vermitteln, wenn ich es selbst verstanden habe. Wenn ich also unterrichte, dann profitiere ich immer auch selbst. Und warum man überhaupt an die Öffentlichkeit geht und andere Leute mit seinen Geschichten unterhalten möchte? Das ist mir auch ein großes Rätsel. Vielleicht sehnt man sich einfach nach Anerkennung. Das ist ja nur menschlich.

Und am Ende machen die Figuren blau?

(2021)

über das Verhältnis zwischen Autor seinen Geschöpfen

November 2021: Für „1001 Buch – Das Magazin für Kinder- und Jugendliteratur“ stellte Franz Lettner per Mail Fragen zu den Erfahrungen des Autors mit seinem fiktiven Personal.

Einfach ins sogenannte Blaue hineingefragt: Inwiefern färbt die Beschäftigung als Schriftsteller mit deinen Figuren auf dich und dein Leben ab? Kann sein, die Frage ist Unsinn und das Nachdenken darüber bringt nichts, weder in Bezug auf das Erzählte noch das Erzählen, und ist vielleicht auch gar nicht unterhaltsam. Aber vielleicht ja doch?

Menschen unterhalten sich auf sehr unterschiedlich Weise, stelle ich immer wieder fest. Kürzlich war ich in einem Freizeitpark. Die Leute waren völlig verrückt danach, sich in diesen Fahrgeschäften die Seele aus dem Leib zu brüllen. Ich nehme an, sie genießen das wirklich. Fiel mir schon als Kind schwer. Obwohl ich die Sehnsucht dahinter inzwischen gut verstehe, glaube ich. Man lebt dort die innere Abenteuerlust aus. Mit Sicherheitsbügel. So ähnlich wie beim Geschichtenerzählen.

Man könnte das Schreiben also einfach auch für Wirklichkeitsflucht halten. Allerdings stelle ich fest: Mein Leben färbt viel extremer auf meine Figuren ab als umgekehrt. Ich kann das Blaue vom Himmel lügen und komme leider trotzdem nie aus meiner Haut. Oft entdecke ich später nämlich, wie wenig Geschichten kaschieren, was mich in der Zeit des Schreibens umgetrieben hat. In meinem ersten Roman „Kasse 53“ zum Beispiel beschreibe ich den Alltag eines Kaufhausangestellten. In Wahrheit aber porträtiere ich einen verkappten Künstler. Wenig verwunderlich, denke ich heute. Schließlich war das damals mein großer Traum: Als Künstler wahrgenommen zu werden.

In Geschichten holt sich das Personal blaue Flecken, gelangt ans Meer, das manchmal den Unterschied ausmacht, oder erlebt nicht nur zur

blauen Stunde Abenteuer. Doch was machen die Figuren eigentlich danach?

Was soll ich sagen? Vielleicht machen meine Figuren nach den Abenteuern schlicht blau? Ich habe nicht die geringste Ahnung.

Du schickst sie also in den Ring, ins ChakaBum, ins Feuer oder auf fremde Planeten und weißt nicht, was sie nach ihrem letzten Kampf machen? Sind sie noch in deinem Kopf, geistern sie noch herum? Oder verschwinden sie einfach auf Nimmerwiedersehen und machen Platz für die nächsten?

Im Falle eines Romans zieht sich der Schreibprozess normalerweise über Monate, manchmal Jahre. In dieser Zeit verliere ich mich für seltene, kostbare Momente in der selbst erschaffenen Illusion. Als Mauser in „Es war einmal Indianerland“ die Videothek betritt und Edda kennenlernt, wollte ich beim Schreiben von ihrem Auftreten und Humor so beeindruckt sein wie er. Und war's vermutlich auch.

Die Begegnung mit Figuren ist beim Erzählen ähnlich wie beim Lesen, vielleicht noch etwas intensiver, weil ich aktiv gestalten darf, was geschieht, aber auch weil die Langsamkeit dieses Prozesses tatsächlich so radikal ist. Ständig korrigiere ich an allem herum. Hier ein Wort wegstreichen, dort eins hinzufügen. Wieder und wieder die Szene lesen und prüfen, ob sich die gewünschten Bilder im Kopf einstellen. Der Tag des Erzählers unterscheidet sich gar nicht groß von dem eines Freizeitparkbesuchers. Überall Warteschlangen. Da steht man dann eine halbe Stunde vor der Achterbahn und die Fahrt ist nach 120 Sekunden vorbei. Wenn nicht noch schneller.

Beim Schreiben dauert es oft halbe Ewigkeiten, bis endlich mal etwas Aufregendes passiert. Das macht die Beziehungen zu den Figuren natürlich speziell. Auf Dauer durchlebt man mit ihnen all das, was man auch aus dem richtigen Leben kennt – von Lust bis Frust. Kurz vor der Abgabe kommt aber vor allem eins: die Erschöpfung. Und mit ihr der Wunsch: Möge es endlich vorbei sein. Womöglich auch eine Frage der Persönlichkeit: Ich finde es nach einer Trennung eigentlich ganz gut, wenn man sich aus den Augen verliert. So sehr es schmerzt. Der Vorteil: die Erinnerungen behalten eine gewisse Unverfälschtheit – sofern es sowas überhaupt gibt. Wie auch immer: Wenn ich mit der Arbeit fertig bin, führen meine Figuren kein Eigenleben, nicht in meiner Vorstellung. Gut, ich kenne sie wahrscheinlich ein wenig anders als die Lesenden. Ein paar Episoden finden meist doch keinen Platz in der fertigen Version einer Geschichte. Nicht jedes erdachte Detail der Biographie landet im Buch. Aber wenn Schluss ist, ist normalerweise eben Schluss.

Wobei: Es gibt Schlupflöcher. Du hast vorhin das ChackaBum aus „Mogel“ erwähnt. In dieser seltsamen Disco am Stadtrand halten sich in der Nacht, über die ich erzähle, ja auch einige alte Bekannte aus anderen Romanen auf. Lieblinge und Freunde verabschiedet man doch nicht mal eben so für immer. Und ein Wiedersehen kann wirklich wunderbar sein. Auch haben Langzeitbeziehungen, wie wir wissen, besondere Qualitäten. Trotzdem bleibt es dabei: Ohne gemeinsame Erlebnisse kommt das Vergessen.

Es gibt also keinen Platz für die Figuren, die ausgedient haben, aber nicht gestorben sind?

Die Hoffnung, meine Hoffnung, die Hoffnung aller Schriftstellerinnen und Schriftsteller wahrscheinlich: Dass unsere Geschichten gelesen werden. So sind unsere Geschöpfe zeitversetzt zum Schreibprozess immerhin noch einmal – oder immer wieder mal – lebendig, nämlich in der Vorstellung der Lesenden. Was dort dann aus ihnen wird? Ich wünsche ihnen auf jeden Fall, dass sie eine gute Figur machen.

Gedichte stiften zum Nachmachen an

(2022)

über den Wert von Lyrik für junge Menschen

Mai 2022: Im Vorfeld eines Schulworkshop, organisiert vom Literaturbüro Lüneburg, schickte Marie Louise Blankemeyer, Leiterin des Kinder- und Jugendprogramms des Vereins, Interviewfragen per Mail.

Worauf freuen Sie sich besonders in Bezug auf den Lyrik-Workshop beim Wahlpflichtkurs Literatur an der IGS Kreideberg?

Wenn Lyrik und junge Menschen zusammenkommen, freue ich mich immer. In Lehrplänen steht das so wahrscheinlich nicht, aber diese Zwei sind eigentlich, wie man heute sagt, ein „Perfect Match“. Gedichten wohnt ja oft etwas Kühnes, Ungestümes, Bezauberndes inne. Wie Jugendlichen auch. Kitzelt man diese Eigenschaften hervor, schlägt es funken.

Was kann Lyrik für Jugendliche bewirken?

Die Poesie lädt ein in die Welt des Staunens. Legt es immer wieder darauf an, die Dinge anders zu sehen. In einer Zeit, in der uns die Realität gerade mit einer Menge düsterer und verstörender Nachrichten und Bilder versorgt, kann das nur wohltuend sein. Außerdem stiften Gedichten zum Nachahmen an. Viel mehr als zum Beispiel Romane, logischerweise. Die Herausforderung wirkt überschaubar. Ein paar Zeilen zu Papier bringen – wie schwer kann das schon sein? Das höre ich manchmal wirklich nach Lesungen: „Jetzt habe ich richtig Lust bekommen, das selbst auch auszuprobieren.“

Kann jeder Mensch dichten?

Ich finde ja, jeder Mensch sollte es tun. Dichten heißt spielerisch entdecken, was in der Sprache steckt – und was für ein großartiges Werkzeug Worte sind. Und dichten heißt auch gestalten und umgestalten.

Damit beginnt im Kleinen, was im Leben den Übergang zwischen Ohnmacht und Ermächtigung markiert.

Was möchten Sie den jungen Menschen mit auf den Weg geben?

Gedichte sind im besten Sinne nutzlos. Herrlich nutzlos. Und das macht sie vielleicht besonders kostbar.

Wirklich berühmt zu sein, wäre sicherlich anstrengend

(2022)

über Gedichte auf Instagram und Buchverfilmungen

Juli 2022: Für „WGtarier – die Schülerzeitung des Wilhelm-Gymnasiums“ in Braunschweig stellte im Vorfeld des Literaturfestivals der TU Braunschweig Jakob Josef Schöll aus der 5a Fragen zur Arbeit des Autors.

Schreiben sie lieber Gedichte oder Romane?

Ich freue mich, dass ich beides schreiben darf. Das Tolle an Gedichten ist, dass man schneller fertig ist, und wenn mal eins daneben geht, ist es nicht so schlimm. Bei einem Roman, da arbeitet man so lange dran und will dann auch nicht, dass etwas schief geht.

Wie kamen Sie auf die Idee, Gedichte auf Instagram zu veröffentlichen?

2020 sollten zwei Gedichtbände von mir erscheinen, und ich habe gedacht, ein bisschen Werbung vorab kann ja nicht schaden. Das hat mir dann viel Spaß gemacht und seither veröffentliche ich Gedichte auf Instagram. Ich bin ein bisschen süchtig geworden und konnte dann gar nicht mehr aufhören, Gedichte zu schreiben.

Glauben Sie, dass Gedichte eine passende Form von Literatur sind, um auf Instagram veröffentlicht zu werden?

Instagram ist ja eigentlich eine App für Bilder, und das ist nicht so ganz einfach, denn es müssen sehr kurze Gedichte sein, damit sie in einen Bilderrahmen passen. Und ja, ich glaube, das passt gut, weil sie so kurz sind. Man braucht nicht lange, um sie zu lesen.

Interessante Theorie. Haben Sie viele Follower?

Ich habe über 1200, das finde ich schon viel.

Und wie viele Likes kriegen Sie?

Das ist total spannend, weil man das ja jede Woche direkt erfährt. Es gibt gerade so um die hundert Likes pro Gedicht.

Wie ist es, wenn das eigene Buch verfilmt wird, wie Sie das mit Ihrem Roman „Es war einmal Indianerland“ ja 2017 erlebt haben?

Ich war an der Verfilmung beteiligt, und es hat sich so lange hingezogen – von der ersten Idee zur Verfilmung bis zum Kinostart waren es fünf Jahre. Das heißt, das kam nicht von heute auf morgen. Das Tollste war, glaube ich, als die Dreharbeiten angefangen haben und als ich das erste Mal ans Set gegangen bin. Und da standen dann Lastwagen rum und verkleidete Schauspieler, da dachte ich: Vor ein paar Jahren saß ich alleine an meinem Schreibtisch, und jetzt laufen da Hunderte von Menschen rum, um einem Film draus zu machen. Toller Moment!

Cool! Wer hat den Roman für den Film umgeschrieben?

Das habe ich zusammen mit einem Freund, Max Reinhold, gemacht und wir beide haben auch immer wieder mit dem Regisseur darüber gesprochen.

Haben Sie das Gefühl, berühmt zu sein?

Nein, das ist auch ganz gut so. Wirklich berühmt zu sein, wäre sicherlich anstrengend. Das würde mein Leben, glaub ich, ändern, und ich weiß nicht, ob das dann so toll ist.

Im Internet steht, dass Sie Leuten das Schreiben beibringen. Können Sie auch Kindern und Jugendlichen beibringen, wie man schreibt?

Die meisten können schon Lesen und Schreiben. Ich kann ihnen helfen, Geschichten zu erfinden. Natürlich habe ich im Laufe der Jahre ein paar Tricks gelernt, die ich jetzt weitergeben kann. Das macht mir großen Spaß. Und das kann ich natürlich auch Kindern beibringen.

Sie haben drei Kinder. Lesen die auch Ihre Texte?

Manchmal, sie können das natürlich völlig freiwillig machen. Das sind so eine Art Zeitkapseln für später. Das ist, glaub ich, viel spannender, wenn sie dann später, wenn sie älter sind und ich vielleicht nicht mehr da bin, die Bücher haben, um zu gucken, was ich damals so gedacht und geschrieben und phantasiert habe.

Mehr als einmal jung

(2022)

über die Faszination des Schreibens

September 2022: Amalia, Sechstklässlerin und Teilnehmerin der Schreibwerkstatt „Schreibzimmer“ am Frankfurter Literaturhaus, stellte für „Die EULE – Schülerzeitung am Ludwig-Georgs-Gymnasium“ in Darmstadt live Fragen rund ums Lesen und Schreiben und den Schriftstellerberuf.

Welche Bücher hast du als Kind gelesen?

Mein Vater hat mir ganz viel vorgelesen und besonders gern erinnere ich mich an Astrid Lindgren. Und eins meiner Lieblingsbücher ist Karlsson vom Dach, aber wir haben auch ganz viele andere Bücher gelesen.

Hast du als Kind auch schon geschrieben?

Also in der Schule hin und wieder einen Aufsatz, aber richtig angefangen zu schreiben habe ich erst als Jugendlicher. Kleines Theaterstück für die Konfirmandengruppe oder auch einen Songtext für den Abi-Song und für die Schülerzeitung war ich aktiv.

Wie lange hast du für dein erstes Buch gebraucht? Kannst du es heute schneller?

Das erste Buch hat ziemlich lange gedauert. Ich habe vier Jahre dran geschrieben. Es hat dann aber auch noch einmal vier Jahre gedauert, bis es dann tatsächlich erschienen ist. Heute geht das zum Glück schneller.

Was hast du gemacht, als dein erstes Buch fertig war?

Das war sehr erleichternd, weil ich mich vorher natürlich gefragt habe, ob ich überhaupt ein richtiger Schriftsteller bin, solange kein einziges Buch von mir erschienen ist. Mein erstes Buch ist bei einem sehr kleinen Verlag erschienen und hat, glaube ich, nur 300 Käufer gefunden. Aber es war trotzdem ein Riesenschritt, zu wissen, ich habe einen Roman geschrieben

und es geschafft, ihn zu veröffentlichen. Und ich wusste dann auch, dass ich immer weiterschreiben will.

Liest du deine eigenen Bücher? Wenn ja, wie geht es dir dabei oder bist du dann auch manchmal überrascht?

Ich lese sie beim Schreiben natürlich immer und immer wieder und in allen möglichen Fassungen. Danach dann eigentlich nur noch bei Lesungen, was ganz eigenartig ist, weil man dann so das Gefühl hat, das Buch besteht bloß aus den paar Seiten, die man dann vorliest.

Wie hast du deinen ersten Verlag gefunden?

Ein Freund von mir hat dort Bücher veröffentlicht und hat dem Verleger meinen Text geschickt. Ein großes Glück. Das Buch ist vorher sehr oft abgelehnt worden.

Wie findest du den Film, der zu deinem Buch Es war einmal Indianerland erschienen ist?

Mir gefällt der Film großartig, aber ich habe ja auch daran mitgearbeitet. Ich finde es aber immer spannend, wenn Leute Lust haben, sich mit den Dingen, die ich geschrieben habe, nochmal neu zu befassen. Es ist ein bisschen so, als könnte man jemanden beim Lesen in den Kopf schauen.

Kannst du mitreden, wer deine Cover gestaltet oder wie dein Cover aussieht? Oder sucht das der Verlag ganz allein aus?

Ich bin ein Autor, der gerne mitspricht und ich habe anfangs mir sogar die Gestalter selbst ausgesucht. Mir persönlich ist das sehr wichtig, wie meine Bücher aussehen, schließlich steht ja auch meine Name vorne drauf. Außerdem bin ich ja dann auch derjenige, der mit dem Buch durch die Lande zieht.

Kooperierst du gerne mit anderen Autoren?

Ja, das bringt Spaß. Und ich habe das Glück gehabt, dass es immer wieder Projekte gab, bei denen ich mit anderen zusammenarbeiten konnte. Bei Theaterstücken, aber auch bei Drehbüchern. Dadurch lerne ich immer wieder dazu. Beim literarischen Schreiben bin ich aber gerne auch allein.

Was fasziniert dich so am Schreiben?

In der Realität kann man ja immer nur ein Leben leben, und mit jeder Entscheidung legt man sich für immer fest. Das ist beim Schreiben anders. Ich habe jetzt mehrere Romane über das Erwachsenwerden geschrieben und bin also mehr als einmal jung gewesen, zumindest in der Fiktion. Das finde ich toll.

Wann und wo schreibst du am liebsten?

Der Ort ist gar nicht so wichtig, weil ich beim Schreiben ja doch immer in meinem Kopf bin. Wichtig ist natürlich, dass ich mich an diesem Ort wohlfühle. Ich habe eine umgebaute Garage am Stadtrand von Hamburg, in der ich schreibe. Ich könnte mir aber auch gut vorstellen, irgendwo zu schreiben, wo Wasser in der Nähe ist, weil ich das schön finde. Aber, wie gesagt, während des Schreibens hätte ich gar nicht viel davon. Denn, wenn man schreibt, ist man woanders und zwar in seinen Geschichten.

Kurzgeschichten versus Romane, was findest du persönlich cooler?

Also, wenn beim Roman etwas schief geht, ist das ärgerlich, weil man so viel Zeit dafür braucht. Bei einer Kurzgeschichte ist das Drama nicht ganz so groß, weil es ja nur um ein paar Seiten geht. Ich liebe Kurzgeschichten aber sehr. Trotzdem ist der Roman schon etwas ganz Besonderes. Man lebt dann wirklich eine ganze Zeit lang, manchmal Monate, manchmal noch länger, in einer Welt, die man selbst erschafft.

Wo bekommst du deine Ideen her oder was inspiriert dich?

Eigentlich inspiriert mich alles, was ich erlebe. Bücher, Filme, Musik, Erinnerungen, die Geschichten von anderen. Alles kann zu Material werden.

Was würdest du Kindern und Jugendlichen empfehlen, die auch Buchautorin oder Buchautor werden wollen?

Dass sie vor allem das tun, worauf sie Lust haben. Wer schreibt, sollte nie versuchen, anderen zu gefallen. Denn das funktioniert nie wirklich gut. Besser ist, sich zu überlegen, was einem selbst gefällt und was einen glücklich gemacht hat, und dann diesen Spuren zu folgen. Mit viel Ausdauer kommt man so ans Ziel. Daran glaube ich ganz fest.

Die Ausgrenzung durch den Rest des Literaturbetriebs

(2023)

über den Kinder- und Jugendbuchmarkt und Versromane

Januar 2023: Für die Fachzeitschrift „kjl&m - forschung.schule.bibliothek“ führte Julia Benner, Professorin für Neuere deutsche Literatur und Kinder- und Jugendliteratur und -medien an der Humboldt-Universität zu Berlin, für die Ausgabe mit dem Themenschwerpunkt „Versroman“ ein Interview mit dem Autor.

Auf dem englischsprachigen Buchmarkt können kinder- und jugendliterarische Versromane immerhin auf eine ein paar Jahrzehnte währende Tradition zurückblicken, im deutschsprachigen Raum scheinen sie sich aber erst jetzt zu etablieren. Woran könnte das deiner Meinung nach liegen?

Hat nicht alles, was auch nur entfernt an Dichtung erinnert, ein eher problematisches Image? Lyrik verbinden viele (nicht nur) junge Menschen mit schrecklichen Deutschstunden. Lyrik verkauft sich schlecht, höre ich auch immer wieder. Und für die meisten Gedichtbände stimmt das vielleicht sogar. Nur stimmt das sowieso für einen Großteil der Literatur. Was demgegenüber für eine junge Leserschaft attraktiv sein könnte: Ein Versroman ist tendenziell schneller „konsumierbar“. Es gibt mehr Weißraum und weniger Text. Und er ist eben etwas Besonderes, sticht aus der Masse heraus.

Was fehlt deiner Meinung nach auf dem deutschsprachigen Kinder- und Jugendbuchmarkt?

Manchmal denke ich: nichts. Manchmal: ein Meteoriteneinschlag. Manchmal: einfach neue Ideen, die richtigen Leserinnen und Leser mit den passenden Büchern zusammenzubringen. Die Sache lässt sich nicht auf die Schnelle beantworten. Schlimm ist die Fixierung auf Neuerscheinungen. Schlimm ist die Ausgrenzung durch der Rest des Literaturbetriebs mit

seiner snobistischen Ignoranz. Schlimm sind die Honorare. Gejammer ist aber auch schlimm. Das ändert selten etwas.

Worauf ich am meisten Einfluss habe, ist letztlich die künstlerische Ausrichtung meiner Bücher. Aber auch das kann mühsam sein. Oft tragen Entscheider und Gatekeeper ohne Not Scheuklappen. Ein Beispiel: Es scheint ein ungeschriebenes Gesetz zu sein, dass junge Menschen nur mit Büchern über junge Menschen beglückt werden dürfen. Das finde ich nicht nur langweilig, sondern auch albern. Im Kino zum Beispiel ist das ja ganz anders. Ab 12 stürzt alles in Superhelden-Geschichten, in denen meist kein einziger Protagonist minderjährig ist. Wenn ich aber einem Verlag heute vorschlagen würde, ein Jugendbuch mit erwachsenem Personal zu schreiben, käme ich damit vermutlich nicht sehr weit. Vielleicht aus gutem Grund. Vielleicht fehlt mir, wenn ich jetzt so darüber nachdenke, ganz einfach mal die Frage eines Verlags: Was möchtest du für ein junges Publikum unbedingt als nächstes schreiben – ganz ohne Rücksicht auf den sogenannten Markt?

Ein bisschen Risikofreude wäre in der Tat schön und zahlt sich doch oft auch aus. Mir fallen viele Bücher ein, die erst viel Ablehnung erfahren haben, dann aber Klassiker und auch Verkaufsschlager wurden. Ich denke zum Beispiel an Pippi Langstrumpf oder auch an Harry Potter. Was haben denn erwachsene Protagonist:innen für ein Potenzial, das jugendliche nicht haben?

Ich frage mich, ob ich als Schriftsteller Lust hätte nur Schriftstellergeschichten zu lesen? Und brauche ich, wenn ich jung bin, ganz dringend und ausschließlich Geschichten über das Jungsein? Coming-of-Age-Geschichten haben fast immer etwas Nostalgisches, und darin liegt oft ihr großer Wert und eine besondere Stärke. Nur bei Jugendlichen kann das noch überhaupt nicht richtig verfangen, die haben den Abstand zu dieser Lebensphase einfach nicht.

Ich sage nicht, dass Jugendbücher, wie wir sie kennen, grundsätzlich Quatsch sind. Erwachsenes Personal bietet aber als Projektionsfläche für die Sehnsüchte junger Menschen nicht unbedingt schlechtere Optionen. Als Jugendlicher befindet man sich in einer Situation, in der eine gewisse Ohnmacht einfach zum Alltag gehört. Weil man ja so gefangen in Lebensumständen ist, die man nicht selbst gewählt hat. Familie, Schule, Wohnort. Kino-Superhelden zum Beispiel besitzen für Teenager wahrscheinlich auch deshalb ein so hohes Identifikationspotential, weil sie verkörpern, wovon junge Menschen träumen. Ausbruch aus bestehenden Strukturen, Ausleben verborgener Stärken usw.

Ich habe mit meinen Kindern auch die Erfahrung gemacht, dass sie als Teenager einen Verbrecher wie Gatsby aus „The Great Gatsby“ oder einen

Starrkopf wie den Fischen Santiago aus der „Alte Mann und das Meer“ oder das Känguru aus den „Känguru-Chroniken“ als Protagonisten mindestens so faszinierend finden wie ich auch. Das hat mit eskapistischen Freuden zu tun. Aber diese Art Geschichten funktionieren vor allem wohl, weil sie universell genug sind. Jugendliche kommen jedenfalls sehr gut klar damit, wenn in Büchern keine Altersgenossen auftauchen. Das Potenzial erwachsener Protagonisten liegt also vermutlich darin, erzählerisch aus dem Korsett zu entkommen, in dem die Jugend selbst steckt.

Hast du einen Lieblingsversroman oder ein Lieblingsgedicht? Oder eine Empfehlung?

Ich empfehle, in der Bibliothek oder der Buchhandlung einfach mal aus der Komfortzone auszubrechen. Und grundsätzlich die Dinge aufzuspüren, die das Inferno des Saisongeschäfts überdauert haben. Junge Menschen ab 14 dürfen auch gerne mal Tranströmer oder Billy Collins zur Hand nehmen. Erwachsene gerne eine Anthologie mit aktuellen Kindergedichten.

Was macht für dich die Lust am Schreiben in Versen aus?

Die Knappheit. Die Verdichtung. Die schnellen Erfolge. Ich mag besonders die Mischung aus strikten Vorgaben und Anarchie. Verse entstehen ja nach mehr oder weniger klar gesetzten Spielregeln. Und innerhalb dieses strengen Rahmens entstehen dann Freiräume für Spinnereien. Das ist einfach toll.

„An die, die wir nicht werden wollen“ ist eine Art Patchwork-Buch, das aus unterschiedlichen Textfragmenten spielerisch zusammengesetzt ist. Es passt nicht so richtig in eine Gattungs- oder Genreschublade. Wie würdest du das Buch bezeichnen?

Den Untertitel „Teenager-Symphonie“, den ich mir bei Brian Wilson gemopst habe, finde ich ja nicht verkehrt. Es ist eine Textkomposition. Durch die Mitarbeit von Regina Kehn, die das Buch bebildert hat, ist es für mich aber auch mehr noch als vorher als eine Art fiktives kollektives Tagebuch lesbar, als Roman einer besonderen Lebensphase, wenn man so will. Wobei der Begriff Roman nicht wirklich trifft, finde ich.

Es ist auf jeden Fall ein Versuch, einen Blick ins Innere kurz vor dem 18. Geburtstag zu werfen. Und mir gefällt gerade, dass sich das Buch nicht so leicht wegsortieren lässt.

War es schwer, einen Verlag von diesem Buchprojekt zu überzeugen?

Lange Zeit habe ich es überhaupt nicht versucht. Vor zehn Jahren hätten mich wohl die meisten Lektorinnen mit diesem Text noch angeguckt wie einen totalen Wirrkopf, da bin ich mir sicher. Ich habe es am Ende zwei Verlagen gezeigt und Tyrolia hat sehr, sehr schnell Ja gesagt.

Gibt es ein Buchprojekt, was (noch) keinen Verlag gefunden hat und in deiner Schublade schlummert?

Zwei Bände mit Essays und Poetik-Vorlesungen zum Beispiel. Fix und fertig. Insgesamt gibt es rund 15 Projekte, die in einem Stadium sind, das mit herzeigen könnte. Von der Bilderbuchskizze über fertige Gedichtbände bis zu diversen Romanideen ist alles dabei. Als Schriftsteller bin ich ja immer Künstler und Unternehmer in Personalunion. Und leider nur ein Ein-Mann-Betrieb. Manchmal stecke ich da wirklich in einem Dilemma. Es kann nur ein Hut zurzeit getragen werden, ich kann mich einfach nicht um alles gleichzeitig kümmern und muss deshalb oft geduldig auf die Chance warten, zur richtigen Zeit in der richtigen Situation auf die richtigen Personen zu treffen, damit die Dinge ins Rollen kommen können. Sehr geduldig. Wobei ich auch sagen muss: Ich habe schon viel Glück gehabt in den letzten Jahren und viele Herzensprojekte verwirklichen können.

Wie auch in anderen deiner Bücher spielt Musikalität in „An die, die wir nicht werden wollen“ eine große Rolle. Wie wichtig ist für dich ein Soundtrack beim Schreiben? Hörst du Musik beim Schreiben?

Beim Schreiben bin ich in einer Art Tunnel, da bekomme ich von der Außenwelt nur wenig mit. Zur Einstimmung kann Musik sehr hilfreich sein. Fürs Protokoll: Vorhin liefen gerade LIKE ME von Future und Buddy's Rendezvous in der Version von Lana Del Rey. Mich interessiert sehr, was in der Popwelt für Neuerscheinungen gerade hoch im Kurs stehen. Aber es gibt auch Phasen, da höre ich Klassik oder Klassiker und entdecke dabei immer wieder Neues. Und es ist natürlich unfassbar viel der heute allgegenwärtigen Musik in mir als Soundtrack meines Lebens abgespeichert und ploppt manchmal einfach so ins Bewusstsein. Unbemerkt und unbewusst fließen Textschnipsel und Songstrukturen bestimmt ständig in die Arbeit ein.

Wäre da nicht ein Buch zum Mithören eine Idee? Man könnte mit einem QR-Code zu einem Streamingdienst mit Tracklist kommen. Vielleicht gibt es das aber auch schon.

Für das klassische Leseerlebnis finde ich so etwas nicht unbedingt nötig. Ganz viel Luft gibt es aber sicherlich noch für Auftritte von Autorinnen und Autoren und generell für Vorlese-Events. Bücher sind ja eigentlich für die Stille gemacht, Lesen ist eine Tätigkeit, die gut ohne die Gegenwart von anderen auskommt. Das ist nichts Neues, aber mir geht das immer wieder auf, wenn ich mit einem neuen Buch auf Lesereise gehe. In der Bühnensituation, wenn ein Text laut präsentiert wird, ändert sich einfach einiges. Statt einer Stimme im Kopf gibt es eine ganz konkrete Stimme, die vorliest. Der Blick ist nicht auf Seiten und Wörter gerichtet, sondern auf eine Person. Ich arbeite deshalb gerne mit Videos, Bildern und Musik. Das ist aufwendig und rein praktisch auch oft nicht so umzusetzen, wie ich mir das wünschen würde. Man kann ja nicht jeden Song einfach für solche Zwecke benutzen. Und so weiter. Aber mit der Zeit entwickelt man dann auch da kreative Ideen.

Hast du eventuell auch einen Versroman in Arbeit?

Sehr gerne würde ich eine Textcollage machen mit Erzählgedichten, in denen es darum geht, sich aus der Wirklichkeit auszuklinken. Um den katerlosen Rausch. Um Verwandlungen. Um das Feiern und die Zauberkraft der Sprache. Um die Droge Poesie, wenn man so will. Der Arbeitstitel lautet: „Beim Einholen des Ankers hob ich den Meeresboden mit nach oben und sah mein Schiff stranden“.

Ein Motiv, das immer wieder auftaucht, ist das Meer. Was macht die Faszination des Meeres für dich aus?

So richtig komme ich auch nicht dahinter. Das Meer begrenzt das Land und uns Menschen. Es ist immer gut für ein Spektakel – ob Sonnenuntergang oder Sturm. Es hat in Größe und Unfassbarkeit auch etwas Unheimliches und Transzendentes. Man schwebt darin. Es trägt einen. Es kann einen aber auch hinausziehen und in seinen Wellen untertauchen lassen. Es leben erstaunliche Wesen im Meer. Waale und Muscheln, Quallen und Seepferdchen. Und für mich gilt: Ich verbinde fast nur angenehme Erinnerungen mit dem Meer. Als Kind habe ich dort unbeschwerte Ferien verbracht, ich bin als Verliebter und als Vater am Meer gewesen. Ich habe sogar mal an einer Forschungsreise auf einem Schiff teilnehmen dürfen. Außerdem kommen wir alle aus dem Wasser und bestehen zur Hauptsache aus Wasser. Wie das Meer. Aber eine richtig griffige, schlüssige Antwort gibt es auf die Frage vielleicht auch gar nicht. Ich weiß es nicht. Ich denke aber weiter darüber nach ...

Existenzängste begleiten einen als Künstler ja latent immer

(2023)

über die Auswirkungen der Corona-Zeit

Juli 2023: KP Flügel, Journalist und bei der Stiftung wissensART in Berlin verantwortlich für Pressearbeit und Projektmanagement, meldet sich per Mail mit Fragen für eine Studie zu den Auswirkungen der Corona-Pandemie: „... die Situation seit 2022 scheint uns widersprüchlich zu sein. Einerseits scheint der kulturelle Betrieb wieder zu laufen. Etablierte Kultur-Acts spielen vor vollen Sälen. Aber wie ist die Situation in sozio-kulturellen Bereichen abseits des etablierten Mainstreams? Andererseits müssen Events/Konzerte/Lesungen etc. abgesagt werden, weil die Infrastruktur nicht wie vor der Pandemie gewährleistet werden kann. Dazu kommen der No-Show-Effekt und steigende Ticket-Preise. Mit welchen Szenarien müssen wir in Zukunft rechnen? Was macht diese Unsicherheit mit den kulturellen Akteur_innen?“

Was sind die essentiellen Eckpunkte, die Du als für eine Identität als Künstler oder Kulturschaffende formulieren würdest?

Ich bin Schriftsteller. Neben dem Schreiben bin ich normalerweise viel auf Lesereisen und gebe Workshops.

Wie hast Du reagiert, als der erste Lockdown verkündet wurde und von heute auf morgen alle kulturellen Präsenzveranstaltungen abgesagt wurden?

Niemand, der mir nahestand, ist zunächst krank oder hart betroffen gewesen. Der plötzliche Stillstand und der erste Lockdown im Frühling hatten etwas Surreales, auf sehr angenehme Art. Nach Jahren der pausenlosen Beschleunigung war das auch eine echte Wohltat. Und es war auch ein bisschen aufregend, muss ich zugeben, wie Neues erprobt wurde und normal zum Alltag wurde. Video-Konferenzen. Video-Lesungen. Der

Thrill, etwas Historisches zu erleben, hat durchaus seinen Reiz, solange die Familie, Freunde und man selbst keine echte Not leidet.

Haben Dir die Corona-Soforthilfe-Maßnahmen geholfen?

Zunächst sehr. Mir sind alle Veranstaltungen weggebrochen. Ich habe 9.000 Euro bekommen. Später habe ich allerdings jeden Cent davon zurückzahlen müssen.

Bist Du mit der Art und Weise, wie die Hilfsmaßnahmen konzipiert und umgesetzt wurden, zufrieden gewesen oder nicht?

Das Wort Solo-Selbständiger ist damals ja erst so richtig erfunden worden. Und als solcher hatte einen ja anfangs niemand an den entscheidenden Stellen der Politik wirklich auf dem Schirm. Später gab es dann eine Menge Programme, die echt geholfen haben. Aber es kommt mir jetzt auch ein bisschen albern vor, im Nachhinein diese Dinge mit dem heutigen Wissen zu bewerten. Ich als Laie kann mir sowieso nur schlecht ein Bild davon machen, was in dieser Ausnahmesituation damals hätte besser laufen können. Über Neustart Kultur ist jedenfalls eine Menge Geld in die Kulturlandschaft gepumpt worden. Wie immer in solchen Fällen kommt nicht immer alles zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle an. Aber der Effekt war schon interessant: Es gab gut geförderte und manchmal sehr skurrile Veranstaltungen. Ich erinnere mich an eine Lesung mit vier Kollegen und Kolleginnen, bei der uns ein Mensch und ein Hund im Publikum zugeschaut haben. Dennoch würde ich behaupten: Es wurden deutlich bescheuertere Bereiche noch viel absurder subventioniert. Bei uns geht es ja immer um verhältnismäßig bescheidene Summen.

Was hat die Corona Zeit mit Dir gemacht? Welche Auswirkungen hatte das „Nicht kreativ tätig sein können“ auf Deine Persönlichkeit? Oder bist Du im Gegenteil noch kreativer/produktiver geworden? Was hast Du während des Lockdowns /Corona-Zeit kreativ/künstlerisch gemacht? Hast Du die Zeit produktiv genutzt?

Schreiben geht ja immer. Allerdings war die Situation am Anfang auch nicht belastend für mich. Ich weiß aber, dass einige Kolleginnen und Kollegen das anders empfunden haben. Und ab Herbst 2020 gab es die Phase, die ich selbst am schwierigsten fand. Da ging es nicht allen meinen Kindern gut. Außerdem kam nach der ersten Hilfsbereitschaft die Hysterie – das Impfgegner-Getöse usw. Auch beruflich waren die Folgen zu Beginn des zweiten Lockdowns spürbarer. Ein bereits geprobt Theaterstück konnte nicht aufgeführt werden. Das war traurig. Die Lesungen für zwei Bücher,

die im Sommer erschienen waren, mussten alle abgesagt werden. Zu der Zeit war ja auch völlig unklar, wie lange es dauern würde, bis ein Impfstoff gefunden ist. Aber produktiv war die Zeit dennoch. Gerade weil keine Reisen möglich und nötig waren. Das raubt sonst immer Energie. Besonders aufgefallen ist mir das, als sich alles wieder halbwegs normalisiert hat. Die ersten längeren Bahnfahrten kamen mir unglaublich anstrengend vor. Und das lag nicht nur am Masketragen.

Hast Du Dich nach beruflichen Alternativen (temporär oder dauerhaft) umgeschaut? Hattest Du Existenzängste? Wie sahen die genau aus?

Diese Existenzängste begleiten einen als Künstler ja latent immer. Ich schaue mich eigentlich einmal im Jahr nach Alternativen um. Ohne Erfolge. Diese Krisen gehen aber zum Glück vorbei.

Hast Du Dich wertgeschätzt gefühlt?

Nicht mehr oder weniger als sonst.

Welche psychischen und persönlichen Fähigkeiten haben Dir geholfen, dieses Moratorium zu bewältigen?

Als Geschichtenerzähler habe ich vermutlich einfach die Vorstellung, dass es am Ende immer eine Lösung gefunden werden kann. Und in der Fiktion wie im Leben gilt: Solange man handelt und handlungsfähig ist, ist immer auch ein Happy End möglich.

Ist diese Phase für dich vorbei?

Es waren ja viele Phasen. Erster Lockdown. Zweiter Lockdown. Erster Winter. Zweiter Winter. Impfkampagne. Usw. Und ja, mein Stand der Dinge: Die Corona-Pandemie ist vorbei.

Was hat sich in Deinem Selbstverständnis geändert?

Ich habe das Gefühl, dass der Schock über den plötzlichen Ausnahmezustand generell bei uns allen etwas verändert hat. Das Lauf der Dinge scheint noch weniger vorhersehbar. Negativ betrachtet, heißt das: Wirklich nichts mehr ist in Stein gemeißelt. Positiv besehen, heißt das: Es gibt immer Hoffnung, dass aus dem Nichts etwas passiert, das alles ändert.

Was sollte sich bezogen auf Deine existentielle Sicherheit/Sicherung ändern?

Ich glaube, wer als freier Künstler lebt, hat ohnehin eine besondere Mentalität, was diese Dinge angeht. Man weiß es ja: Das ist kein Beamtenum. Natürlich, wenn möglich, wäre es immer schön, Rücklagen bilden zu können. Hat aber auch vor Corona schon nicht geklappt.

Wie schaust Du in Deine Zukunft, hast Du Dich auf ein erneutes eventuelles Runterfahren kultureller Aktivitäten und Auftrittsmöglichkeiten vorbereitet?

Nein.

Sieben auf einen Streich

(2024)

über das Schneiden arithmetischer Textstrukturen

April 2024: Für „1001 Buch – Das Magazin für Kinder- und Jugendliteratur“ stellte Heidi Lexe per Mail Fragen zur Bedeutung von Zahlen und dem Zählen für das Schreiben literarischer Texte.

Ihr am 20. Juli 2022 erschienener, extraterrestrische Roman „Henny & Ponger“ hat 202 Kapitel. Hätten es auch 197 sein können?

Das wäre nicht so schön gewesen. Und eine vertane Chance. Immerhin geht es in dem Roman um eine Zweierbeziehung, das verrät ja schon der Titel. Eine Liebesgeschichte, könnte man sagen, zumindest kann man das Ganze so lesen. Und ich mag es ganz gerne, wenn Inhalt und Form auf interessante Weise miteinander in Verbindung stehen. Auch weil ich glaube, das macht etwas mit den Lesenden, selbst wenn ihnen das bewusst nicht auffällt.

Im Roman haben Spiegel, Spiegelbild und Spiegelbildlichkeit sowohl auf der Handlungsebene als auch für die formale Gestaltung besondere Bedeutung. Wie schwierig war es, diese Spiegelbildlichkeit auch durch die Materialität des Buches abzubilden?

Wenn man sich den Buchschnitt anschaut, sieht man ein dezentes Streifenmuster. Sehr symmetrisch. Gut gebaute Geschichten folgen eigentlich immer tradierten Mustern, die lassen sich, wenn man mag, leicht sichtbar machen. Und sind oft pedantisch spiegelbildlich aufgebaut. Wie hier. Das wiederum hat viel mit unserer Lebenswirklichkeit zu tun. Jahreszeiten, Tageszeiten, unsere ganzen dichotomischen Konstrukte von oben und unten über alt und jung bis hin zu außen und innen – alles ist unheimlich ordentlich geordnet. Das bildet sich dann eben auch in Geschichten ab. Wobei solche Dinge nicht überall als schick gelten müssen: Lange Jahre habe ich mein Geld in der Werbung verdienen müssen. Und einer meiner Teamkollegen, ein hoch geschätzter Art-Director, sagte zum Beispiel stets: Symmetrie ist die Ästhetik der Dummen. Jetzt stehe ich also

dumm da. Vor der Werbung gab es allerdings ein Studium der Literaturwissenschaft. Enorm prägend. Ich bin da durch eine knallharte strukturalistische Schule gegangen. Gerade in meinen ersten Semestern in Kiel. Strukturalisten lieben es, Muster aufzuspüren, zu analysieren, zu interpretieren. Mir hat das gefallen: Literatur und Wissenschaft – diese Kombination wirkt auf den ersten Blick vielleicht nicht unbedingt wie eine Liebesheirat. Gibt in den Geisteswissenschaften ja überhaupt so eine gewisse Tendenz zur Schwafelei. Die strukturalistische Schule hatte es deshalb als eine Art Gegengift mit dem Zählen und diesen Dingen, das fand ich spannend. Und bekomme es wohl nicht mehr richtig abgeschüttelt. Will ich auch gar nicht. Es hilft mir beim Erzählen.

Auch die Textcollagen in der Teenagersymphonie mit dem Titel „An die, die wir nicht werden wollen“ sind symmetrisch um eine Mitte angeordnet. Wird damit die Nähe zwischen Mathematik und Musik bestätigt? Und wie kommt die Literatur in dieses (Zahlen-) Spiel?

In diesem Buch ist es noch viel verrückter. Es gibt darin eine Menge serieller Textformate. Da stimmt die Taktung bis hin zur Anzahl der Silben. Alles mehrfach nachgezählt. Aber was sollen Schriftsteller auch sonst zählen? Geld? Davon hat unsereins meist nicht viel, das bringt dann nicht so richtig Spaß. Außerdem glaube ich ja daran, dass ästhetisches Vergnügen und die Wirkung von Kunst viel damit zu tun haben, wie spannend das Verhältnis von Regelwerk und poetischen Überraschungsmomenten gestaltet wird. Ein bisschen wie beim Sport. Auch da einigen sich alle auf bestimmte Regeln. Die gelten für alle, aber Einzelne gelingen dann ein paar seltene Verrücktheiten im Rahmen der vorgegebenen Beschränkungen, die uns staunen lassen. Und ja, Sprache ist Musik. Natürlich. Nicht Neues. Und Musik ist in unserer Kultur nach mathematischen Prinzipien geordnet.

Erweckt Literatur immer die Illusion von Ordnung?

Im Gegenteil. Die Literatur erweckt die Illusion von Unordnung. Die Ordnung ist ja real. Daher rührt aller Trost, die uns die Literatur spendet, alles Glück, das sie uns schenkt.

Selbst wenn „Tierische Außenseiter“ sich ein kinderlyrisches Stelldichein geben, herrscht bei all dem Gekrabble und Geschwirre und Gestinke auf Textebene ein strenges Ordnungsprinzip in der Präsentation der Tier-Reime: Es sind 5 mal 8 gleich 40 Gedichte. Was ist mit dem einundvierzigsten passiert?

Man könnte wirklich denken, ich wäre fanatisch. Ich habe mit all dem allerdings nicht angefangen. Los geht es ja schon damit: Bücher haben immer eine Seitenzahl, die durch vier teilbar ist. Deshalb bin ich bei der Menge von Gedichten in einem Gedichtband auch nie völlig frei. Ziel waren hier deshalb von Anfang an 40 Gedichte. Das hat sich so ein bisschen als Standard bewährt. Wie ein Popalbum klassischerweise 10 Songs lang ist. Man schaue und zähle gerne beim Kollegen Arne Rautenberg nach. Im Falle der Außenseiter wurde von mir aber ordentlich geschummelt. Das Titelgedicht kommt vorweg, es gibt eine Zugabe und als Bonustracks sind auf den Kapitelseiten und im Inhaltsverzeichnis auch noch Reime untergebracht. Geradezu anarchische Zustände. Vielleicht in der Hoffnung, dass dieses Buch ein Hit wird. Denn es gibt noch genügend Ideen und Gedichte für eine Fortsetzung „Noch mehr tierische Außenseiter“. Interessierte Verlage mögen sich bitte melden.

In der Reihe der Heidelberger Kinderliteraturgespräche ist 2023 ein von Karin Vach herausgegebener Band zu ihrem Werk erschienen. Von 18 Beiträgen nehmen nur zwei (zentral oder am Rande) Bezug auf Ihre Vorliebe für Textsymmetrien und geometrische Textanordnungen. Ist all die Zahlen-Mühsal umsonst, wenn sie von den Rezipient:innen nicht wahrgenommen wird?

Das haben Sie gezählt? Ich sage mal so: Es ist ja auch ganz schön, wenn es noch andere Qualitäten in meinem Werk zu entdecken gibt. Davon abgesehen: Wie der Statiker arbeitet, muss die Hausbewohner, solange die Wände das Dach tragen, nicht unbedingt groß kratzen.

Andere Autor:innen würde man fragen, ob sie Testleser:innen haben. Sie könnte ich fragen: Haben die Testzähler:innen, die die arithmetische Genauigkeit in den Textanordnungen Ihrer Bücher prüfen?

Ich kann reinen Herzens sagen: Hier zählt der Autor noch selbst.

Für den Jugendlichen, der ich mal gewesen bin (2024)

über Schreiben, Lesen und Familie

Juni 2024: Auf der „niemals nie endenden Suche nach dem besten Buch der Welt“ meldete sich das Online-Magazin für Kinder- und Jugendliteratur „Zucker & Zitrone“. Die Fragen stellten am Ende Teile der Schüler- und Schülerinnen-Redaktion, in diesem Fall Scot, Jayden, Harun, Yesim und Sara Az aus der 8. Klassen der Stadtteilschule Horn in Hamburg. Das Interview wurde per Skype geführt und vor Erscheinen verschriftlich und überarbeitet.

Hast du eigentlich heute schon dein wöchentliches Montagsgedicht gepostet?

Ja. Ich versuche das immer gleich morgens am Montag zu machen, weil ich denke, viele fahren dann zur Arbeit oder zur Schule und haben das Handy schon in der Hand.

Warum schreibst du Bücher für Jugendliche?

Ich schreib gar nicht unbedingt Bücher für Jugendliche. Ich freue mich natürlich, wenn Jugendliche meine Bücher lesen. Aber in Wirklichkeit – und das klingt immer etwas egoistisch, aber es ist so – schreibe ich die Bücher erst mal für mich selbst und vielleicht auch für den Jugendlichen, der ich mal gewesen bin. Er guckt mir auf jeden Fall immer über die Schulter. Manchmal überlege ich, was er wohl sagen würde zu den Geschichten, die ich erzähle. Ich hoffe natürlich, dass sie ihm gefallen. Für wen sollte ich sonst schreiben? Es ist doch fast unmöglich sich vorzunehmen für „die Jugendlichen“ zu schreiben. Alle sind so unterschiedlich: den einen interessiert dies und den anderen interessiert das. Wenn ich auf alles Rücksicht nehmen würde, dann hätte ich am Ende wohl nichts mehr, was ich erzählen könnte.

Und hast du als Jugendlicher gern gelesen?

Es gab unterschiedliche Phasen. Es gab eine Phase, da habe ich außer der Bravo wenig gelesen. Dann habe ich in der Schule Bücher in die Hand

bekommen, die was mit mir gemacht haben. Und ich glaube, wenn man zur richtigen Zeit das richtige Buch in die Hand bekommt, dann wird man süchtig nach diesem Gefühl, das es auslöst. Das ist wie bei allen Dingen, die einem gefallen. Als Teenager habe ich gemerkt, dass das Lesen mich glücklich macht.

Wir kommen aus Ghana, Gambia, Bulgarien und Deutschland. Aus welchem Land kommst du?

Ich bin in Hamburg geboren. Mein Vater ist auch in Hamburg geboren, meine Mutter in Ostpreußen. Der Ort liegt heute in Polen.

Also bis du halb Deutscher, halb Pole?

Das würde ich nicht sagen, weil Ostpreußen damals auch zu Deutschland gehörte. Aber tatsächlich ist meine Mutter auf der Flucht gewesen. Da denke ich manchmal darüber nach: Ihre Flucht war ganz anders, als die der Menschen, die heute nach Deutschland kommen. Aber das Thema hat bis heute Einfluss auf meine Familiengeschichte.

Wo in Hamburg bis du denn aufgewachsen?

Ich bin Jenfeld aufgewachsen, also gar nicht weit entfernt von Horn. Ihr kennt vielleicht das Jenfelder Einkaufszentrum? Dort gibt es ein riesiges Hochhaus. Das ist die Gegend, in der ich aufgewachsen bin.

Hast du damals in deine Jugend Fußball gespielt?

Ja, es gibt direkt am Einkaufszentrum einen Kleinfeld-Fußballplatz. Da habe ich eigentlich alle meine Nachmittage verbracht.

Hast du auch in einer Mannschaft gespielt?

Das durfte ich leider nicht. Ich bin als Kind an den Hüften operiert worden. Die Ärzte fanden immer, ich sollte das nicht machen. Also habe ich dann ohne Verein gespielt. Aber ich habe Handball gespielt. Heute heißt der Verein Concordia. Damals war es Wandsbek 81.

Hast du Frau und Kinder?

Ja, ich hab drei Kinder. Die Jüngste ist 15, geht noch zur Schule. Die Mittlere ist 18 und macht gerade Abitur. Und der Älteste ist 20, studiert in den USA und spielt Basketball.

Und haben deine Kinder deine Bücher gelesen?

Das ist ganz unterschiedlich. Meine Mittlere liest wahnsinnig gerne und sehr viel. Mit ihr zusammen habe ich sogar schon Lesungen zu „Henny und Ponger“ gemacht. Mein Ältester nimmt sich nicht so viel Zeit zum Lesen. Ich weiß gar nicht, ob er das Buch gelesen hat. Ich glaube eher, dass meine Bücher für meine Kinder erst später richtig interessant sein werden, wenn die selbst Kinder haben. Oder wenn ich mal nicht mehr bin. Dann haben sie noch die Bücher und können gucken, was ich so gedacht und wie ich getickt habe. Lest ihr denn gerne?

Also um ehrlich zu sein, ich habe andere Beschäftigungen, die mir mehr Spaß machen. Lesen ist nicht so mein Ding. Aber es kommt immer auf das Buch an, wenn es spannend ist, lese ich es vielleicht gerne. Meistens lese ich aber Comics. Was ist denn dein Lieblingsbuch?

Das ist eine der ganz gefürchteten Fragen, die nämlich unmöglich zu beantworten ist. „Immer das nächste“, sage ich dann. Denn der Grund, weshalb man weiterliest, ist natürlich, dass man hofft, ein Buch in die Hand zukriegen, das einen wieder so glücklich macht, wie die Bücher, die das bereits geschafft haben. Das passiert gar nicht so oft. Aber oft genug, dass es sich lohnt, weiter zu suchen. Es gibt so viele Bücher, die ich noch gerne lesen würde. Ich werde es niemals schaffen, die alle zu lesen. Auf der einen Seite ist das ein bisschen traurig. Aber andererseits ist es auch das Schöne am Lesen: Es wird nicht langweilig und es gibt immer wieder Neues zu entdecken, von dem man jetzt noch gar nicht weiß, was das wohl sein wird.

Eine Brücke zwischen Realität und Vorstellungskraft

(2024)

über Leseförderung und Bibliotheken

November 2024: Im Vorfeld des Geburtstagsjubiläums der Internationalen Jugendbibliothek in München stellte Julia Jerosch, verantwortlich für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, per Mail Fragen der Nachrichtenagentur spot on news: „Diese plant, zum Jubiläum einen Artikel über den Ticker zu schicken, der sich mit unserem Hauptanliegen beschäftigt, Kinder und Jugendliche fürs Lesen zu begeistern.“

Die Internationale Jugendbibliothek feiert 75-jähriges Jubiläum unter dem Motto: Mit Kinderbüchern Brücken bauen. Was bedeutet dieses Motto für Sie persönlich und für Ihre Arbeit als Autor?

Wir alle sind begrenzt in unseren Möglichkeiten und Handlungsspielräumen. Jedes gute Buch ist eine Brücke in eine neue Welt, eröffnet andere Perspektiven und erweitert unseren Horizont. Der Mensch hat als Spurenleser angefangen – und offenbar schnell verstanden, was für einen Vorteil es hat, sich Weltwissen auf die Art anzueignen. Säbelzahn tiger oder Perlhühnchen? Gefahr und Chance? Das Lesen ist immer auch eine Brücke zwischen Realität und Vorstellungskraft.

Mit welchen Büchern und Geschichten haben Sie als Kind das Lesen lieben gelernt?

Die Klassiker erinnere ich besonders gut. Lindgren und Kästner. Was habe ich „Karlsson vom Dach“ geliebt. Und den Emil. Aber ich hatte auch eine enorme Sammlung von Petzi-Büchern und ein dickes Buch von Wilhelm Busch. Mit elf Jahren bekam ich zu Weihnachten „Die Chronik des 20. Jahrhunderts“ geschenkt. Ein Wälzer, in den ich mich versenkt habe wie in kein zweites Buch. Ich mochte die Art, wie man darin las. Kreuz und quer. Die Geschichten von Tim und Struppi waren auch eine große Leidenschaft an der Schwelle zwischen Kindheit und Jugend.

Mit Kindern in die Bibliothek zu gehen, gilt als einer der wichtigen Tipps, wie Eltern ihre Kinder für das Lesen begeistern können. Welche Erinnerungen und Erlebnisse verbinden Sie mit Bibliotheken?

Jeden Samstag ist mein Vater mit mir und meiner Schwester in der Hamburger Bücherhalle gewesen – und wir sind immer mit gefüllten Taschen nach Hause gekommen. Dieser Ort war geradezu ein Wunderort. Es gab zwar ein Ausleihlimit, wenn ich mich richtig erinnere, aber im Grunde konnte man sich austoben. Diese Büchermengen hätten wir uns nie und nimmer kaufen können. Und ich fand auch die Ausleihkarten in den Büchern rätselhaft und spannend. Traurig war allerdings oft das Zurückgeben.

Studien haben gezeigt, dass Kinder, die gerne lesen, in vielen Bereichen davon profitieren: Nicht nur kognitive Fähigkeiten und Kreativität werden gefördert, auch die mentale Gesundheit verbessert sich. Haben Sie neben dem Besuch der Bücherei noch weitere Tipps für Eltern, wie man die Lesefreude beim Nachwuchs weckt?

Vorlesen. Wann immer es geht. Ich habe unseren Kindern oft auch während Autofahrten vorgelesen. Auch dann noch, als sie aus dem klassischen Lesealter raus waren. Später dann hatten wir einen Deal. Sie mussten ein von mir ausgesuchtes Buch pro Monat lesen, im Gegenzug haben wir die Nutzung der Smartphones zeitlich nicht groß eingeschränkt. Zwölf Bücher im Jahr klingt nach nicht viel. Aber der eigene Kanon wächst stetig an. Das hilft. Und steigert die Chance, dass Lust auf mehr geweckt wird ...